HÖLDERLIN

VON

HANS BETHGE







DIE DICHTUNG BD. VI
HÖLDERLIN VON
HANS BETHGE

DIE DICHTUNG

EINE SAMMLUNG VON MONOGRAPHIEEN
HERAUSGEGEBEN VON PAUL REMER
BUCHSCHMUCK VON HEINRICH VOGELER

In Vorbereitung:

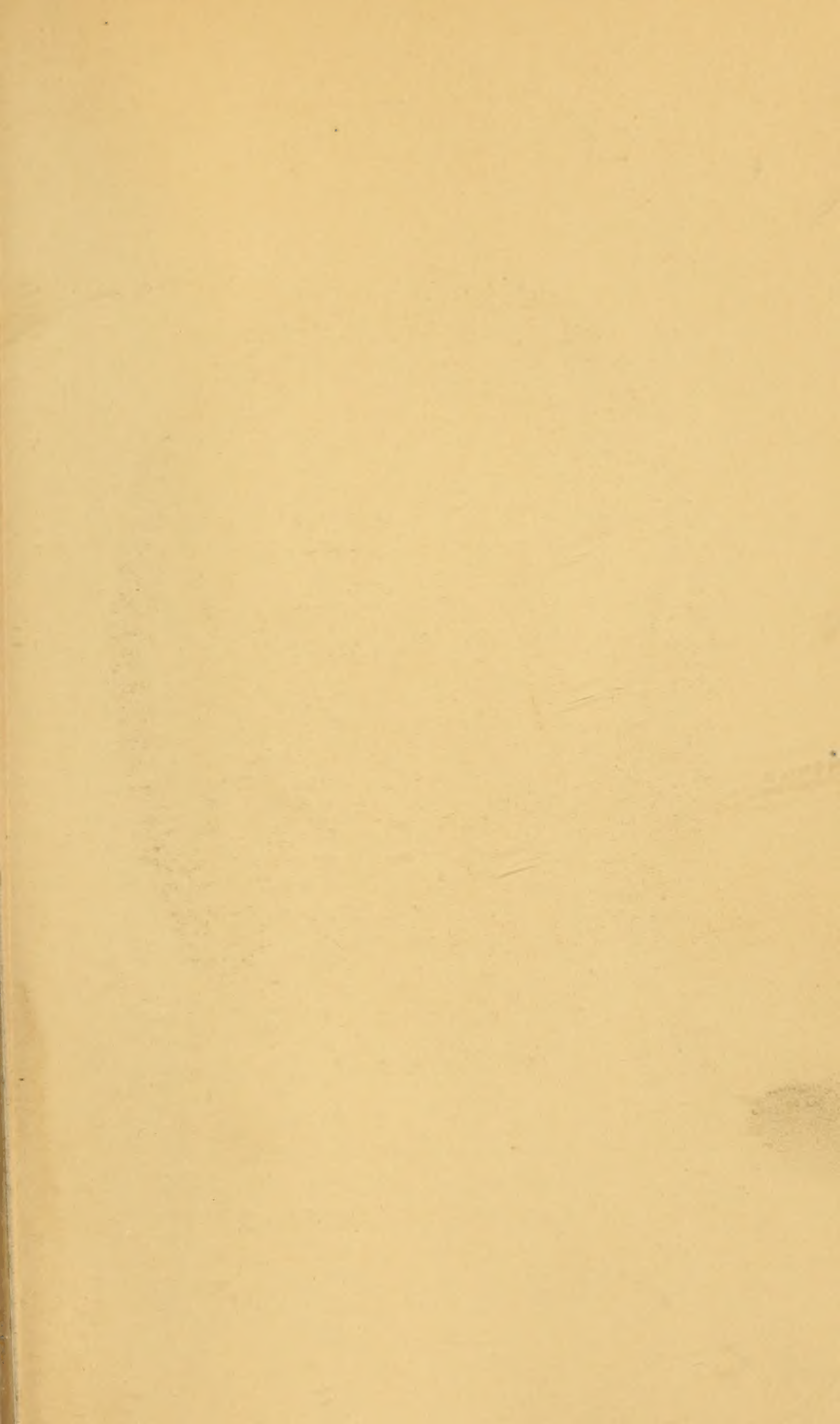
Goethe	von Otto Erich Hartleben
Shakespeare	von Franz Servaes
Heine	von Wilhelm Holzamer
Grillparzer	von Wilhelm Hegeler
Maeterlinck	von Anselma Heine
Schiller	von Fritz Lienhard
Richard Wagner	von Hans von Wolzogen
Jens Peter Jacobsen	von Hans Bethge
Ricarda Huch	von Hedwig Bleuler-Waser
Swinburne	von John Henry Mackay
Eichendorff	von Gustav Falke
Turgenjeff	von Carl Hauptmann
Alfred de Musset	von Rudolph Lothar
E. T. A. Hoffmann	von Richard Schaukal
Franz von Assisi	von Hermann Hesse
Gerh. Hauptmann	von Hermann Stehr
Conr. Ferd. Meyer	von Wilhelm Holzamer
Novalis	von Willy Pastor
Wilhelm Busch	von Richard Schaukal

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Es sind einhundert Bände vorgesehen.

Jeder Band elegant kartoniert M. 1.50
Jeder Band in echt Leder geb. M. 2.50

FÜR BÜCHERLIEBHABER WURDEN DIE ERSTEN ZWANZIG EXEMPLARE DIESES BUCHES AUF ECHTES BÜTTENPAPIER GEDRUCKT UND HANDSCHRIFTLICH NUMERIERT. DER PREIS DIESER IN ORIGINAL-COLLINLEDER GEBUNDENEN LUXUSAUSGABE BETRÄGT 10 MARK. SIE IST DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN





HÖLDERLIN

VON

HANS BETHGE

ZWEITES TAUSEND



VERLEGT BEI SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG



LUDWIG DILL

UND SEINEN BILDERN DER NATUR

Denn nicht gelingt es immerhin den Menschen,
Das Ihrige zu finden. Grosses Glück
Zu tragen und zu opfern gibt der Gott
Den Einen, weniger gegeben ist
Den Andern; aber hoffend leben sie.

Zwei Genien geleiten auf und ab
Uns Lebende, die Hoffnung und der Dank.
Mit Einsamen und Armen wandelt jene,
Die Immerwache; dieser führt aus Wonne
Die Glücklichen des Weges freundlich weiter,
Vor bösem Schicksal sie bewahrend. Oft,
Wenn er entfloh, erhoben sich zu sehr
Die Freudigen, und rächend traf sie bald
Das ungebetne Weh.

Doch gerne teilt
Das freie Herz von seinen Freuden aus,
Der Sonne gleich, die liebend ihre Strahlen
An ihrem Tag aus goldner Fülle gibt;
Und um die Guten dämmert oft und glänzt
Ein Kreis von Licht und Lust, so lang sie leben.

Hölderlin.



DER KNABE HÖLDERLIN

Wenn ich an Dich denke, o Hölderlin, sehe ich den Frühling. Ich sehe den Frühling in einem welligen Land, ein kleiner Fluss strömt durch die dämmernden Auen, und durch die laue, müdemachende Luft klingt das schwermütige Lied einer Flöte. Sonst ist es still. Am westlichen Himmel blüht ein lockendes Abendrot. Einen einsamen Wanderer aber sehe ich schreiten: den Flötenspieler. Er schreitet langsam den Fluss entlang, spielt seinen Schmerz und all seine dumpfe Lust in das bräunliche Rohr, und das umschattete Aug geht suchend über das sanfte Gefild, als müssten sich in der Ferne die ragenden Bäume eines Landes zeigen, in dem der Frieden wohnt und jene stille, gütige Schönheit, die das holdeste Geschenk der Götter an die Griechen war.

Hölderlin! Wenn ich an Dein Geschick und den vertrauten Rhythmus Deiner gedichteten Worte denke, so ziehen Glück und die Schatten der Wehmut zu gleicher

Zeit in meine Brust. Dir danke ich für Stunden einer von irdischem Staub entrückten Schönheit, wie sie der Anblick des abendlichen Meeres spendet. Dir will ich meine Treue bewahren, die durch das Feuer der Jugend gehärtet ist, wie der Stahl in der Flamme. Und wenn ich einige Worte über Dich niederschreibe, so tue ich es als ein Freund, der Dich kennt, als ein Nachkomme, der glücklicher ist als Du, der Dich begreift und betrauert.

Holder heisst Holunder, und Hölderlin bedeutet zarter, kleiner Holunder. Wie könnte ein Dichter, der den Frühling und das Schluchzen der Nachtigall liebt, einen schöneren Namen tragen als diesen!

Die Hölderlins sind Schwaben, und ihr Geschlecht, in dem eine erbliche Belastung nicht zu erkennen ist, kann man nur wenige Generationen hinauf verfolgen. Hölderlin kam in jenem Jahre zur Welt, als für den jungen Goethe eine entscheidende Wendung in seinem Leben und Dichten eintrat: dadurch, dass er nach Strassburg ging. Winckel-

manns „Geschichte der Kunst des Altertums" und Lessings „Laokoon" waren schon geschrieben. Ein Jahr nach Hölderlins Geburt erschienen Klopstocks „Oden", und drei Jahre später kam der „Werther" heraus. Und an dem Tage, da Friedrich Hölderlin dem Dasein geschenkt wurde, besuchte der elfjährige Schiller, ein Landsmann und später ein Leitstern des jungen Poeten, die Lateinschule in Ludwigsburg.

An einem der landschaftlich reizvollsten Punkte des Neckar, dort, wo der Zaber sich in den grösseren Fluss ergiesst, liegt das Örtchen Lauffen. Hier wurde das Kind Johann Christian Friedrich am 29. März 1770 geboren. Sein Vater, von dem wir wissen, dass er sich in Gelegenheitsdichtungen versucht hat, bekleidete das Amt eines Klosterhofmeisters und geistigen Verwalters in Lauffen und starb am Schlagfluss, als sein Söhnchen zwei Jahre alt war.

Die Mutter vermählt sich wieder. Aber auch die neue Ehe, die sich in Nürtingen abspielt, währt allzukurz: 1779 stirbt auch dieser Gatte, und Hölderlins Mutter, noch

nicht 31 Jahre alt, ist zum zweitenmal Witwe. Mit ihrer Mutter zusammen übernimmt sie die Erziehung ihres Kindes.

Hier ist ein Punkt, der für die Entwickelung des Dichters von Bedeutung ist: die Mutter, der er immer eine innige Liebe bewahrt hat, und die Grossmutter, in der wir eine Frau von edlem Geist erkennen zu dürfen glauben, leiten die Jahre dieses Knaben — und vermögen ihm den Vater, den seine weiche, verschwommene Natur so not hat, nicht zu ersetzen.

In Nürtingen verlebt Hölderlin die Knabenzeit — bis zum 15. Lebensjahre. Das Tal von Nürtingen, mit dem Ausblick auf die Kuppen der schwäbischen Alp, hat er immer als seine eigentliche Heimat empfunden. Hier tritt er das erstemal in nahe Beziehungen zur Natur.

Er ist kein heiterer Knabe. Er ist in hohem Masse empfindlich und leicht zu reizen. Allzufrühzeitig entwickelt sich sein drängendes Innenleben, und in bedenklich jungen Jahren macht sich ein Hang zur Einsamkeit geltend. Der Natur naht er sich mit träumerischer Liebe. Ihr gibt er sich mit

all seinen zartesten Gefühlen, mit all seiner unklaren Sehnsucht hin, wie ein Bräutigam dem Gedanken an die Geliebte. Wir stellen uns den Frühreifen vor, wie er unter Bäumen wandelt, Klopstocks Gedichte in der Hand. Er lugt von waldigen Höhen nieder auf das ruhende Tal, tanzt über Wiesenpfade, während der Tag versinkt, und lehnt im Abendrot, voll schwermütiger Gedanken, an einer jener alten, dunkeln Pappeln, die den heimatlichen Fluss umsäumen und ihm gewiss wie vielgeliebte Freunde waren. Mit einer erschreckenden Innigkeit, ein seliges Lächeln um die Lippen, versenkt er sich in die tausend Schönheiten der Natur, der „wandellosen, stillen und schönen", die er auch später das „Paradies der Kindheit" nennt und in die es ihn immer und immer mit Sehnen verlangt hat.

Die dämmernden Gefühle seiner Kindheit, die mit der heimatlichen Landschaft so auf das engste verknüpft sind, muten uns an wie verwaist. Wir betrauern, dass diesem erstaunlich schnell entwickelten Knaben eine gesunde, vom schweifenden Gefühl auf den

konzentrierenden Gedanken verweisende männliche Erziehung versagt geblieben ist.

Aber vielleicht hätte ihm auch ein Vater nichts genützt. Denn ihm fehlte das Gleichgewicht von Anbeginn. Er gehörte zu jenen Naturen, die, nach der einen Seite, nämlich der des Gefühls, allzumächtig angelegt, nichts besitzen, was sie diesem Triebe dämmend und beschwichtigend entgegensetzen können. Goethe hatte dieses Gleichgewicht in wundersamer Weise. Darum vermochte er auch sein Leben zu jenem Kunstwerk zu gestalten, das wir nicht minder bestaunen als jene holden Dinge, die er schrieb. Kleist, Hölderlin, Lenau besassen jene selige Einheit, die sie über das irdische Wirrsal hätte hinausheben können, nicht. Darum zerflossen sie, müd, unendlich traurig, wie die sehnsüchtige Welle, vom Meer ans Ufer geworfen, im haltlosen Sande zerfliesst.

Etwas höchst Bedeutsames in dem Verkehr mit der Natur macht schon bei dem Knaben sich geltend: Hölderlins Naturanschauung ist, im Gegensatz zu der des jungen Goethe, Heine, Mörike — und überhaupt fast aller

jugendlichen Dichter — von Anfang an nicht von bestimmten einzelnen Bildern getragen, sondern eine allgemeine, kosmische; nicht so durch ein spezielles Betrachten, als vielmehr durch eine grosse, umfassende, überschwellende Empfindung hervorgerufen. Es lockt ihn nicht so die einsame Birke, durch die der Mond flirrt, oder ein plastisch umrissener Winkel der Natur, sondern die Natur als Ganzheit überwältigt ihn, die Fülle der Erscheinungen dringt auf ihn ein und wird ihm zu einer dunkel gefühlten Einheit, zu einer grossen Mystik: er möchte aufgehen im All. Er möchte Eins werden mit Sonne, Äther, Mond und Erde, — denn diese grossen, umfassenden Begriffe sind ihm viel teurer als rote Rosen oder die silberne Welle im Bach. Hätte das Geschick es dem Knaben verliehen, die konkrete rote Rose und silberne Welle mehr zu lieben als die abstrakte, überwältigende Gesamtheit um ihn her, die er nicht begriff, — es ist zu denken, dass seine Entwickelung ihn nicht in Wahnsinn, sondern in heitere Tage abendlicher Ruhe geleitet hätte. Aber diese Gedanken sind müssig.

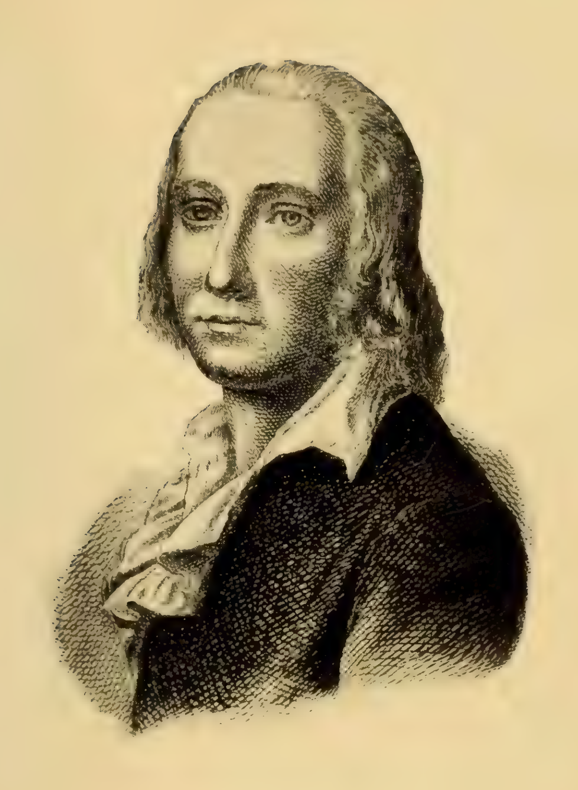
So singt der spätere Hölderlin, in einen schönen Fragment, von Erinnerung an di frühen Tage ergriffen:

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geschrei und der Rute der Menschen.
Da spielt' ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuest,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und wie Endymion
War ich dein Liebling,
Heilige Luna.

O all ihr treuen
Freundlichen Götter!
Dass ihr wüsstet,
Wie euch meine Seele geliebt!

Zwar damals rief ich noch nicht
Euch mit Namen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie Menschen sich nennen,
Als kennten sie sich.





Doch kannt' ich euch besser,
Als ich je die Menschen gekannt.
Ich verstand die Stille des Äthers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.

Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.

Im Arme der Götter wuchs ich gross . . .

Dieses Gedicht ist der ganze Hölderlin; rhythmisch sowohl wie nach dem Gefühl, das es einschliesst:

Ich verstand die Stille des Äthers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.

Das war die gefährliche, allzufrühe Absonderung des empfindlichen Träumers in sich selbst hinein. Er verstand die heimlichen Laute der Natur und das Weben des Äthers, von dem er später immer so gerne spricht. Aber den Worten der Menschen war er schon als Knabe ein Fremdling.

Friedrich soll auf Wunsch seiner Mutter Theologe werden. Er soll, — hingezogen zu diesem Beruf hat es ihn nie. Die Vorbegriffe der Wissenschaft flösst man ihm auf der

Lateinschule zu Nürtingen ein. Mit 14 Jahren kommt er dann auf das niedere theologische Seminar in dem benachbarten Denkendorf, d. h. also in eine jener ungütigen Erziehungsanstalten der damaligen Zeit, die Strenge des Unterrichts mit Strenge der Strafen und einer körperlich eingeschränkten Erholungsmöglichkeit verbanden. Diese Schule, auch geradezu „das Kloster" genannt, war wenig geeignet, den bangen Jüngling der Freude des Lebens und den heiteren Begriffen der Welt näher zu führen. Er litt, fast ausschliesslich auf die dumpfen Räume innerhalb der Schulmauern angewiesen, unendlich. In Versen und Briefen hat er es ausgesprochen. Ein Gedicht aus dem Jahre 1788 sagt uns, was er in Denkendorf empfand. Er redet „Die Stille" an:

Als ich weggerissen von den Meinen
Aus dem lieben elterlichen Haus
Unter Fremden irrte, wo ich nimmer weinen
Durfte: in das bunte Weltgewirr hinaus;

O wie pflegtest du den armen Jungen,
Teure, so mit Mutterzärtlichkeit,
Wenn er sich im Weltgewirre müdgerungen,
In der lieben, wehmutsvollen Einsamkeit.

Er wurde der Natur, ohne die ihm Atmen soviel wie Dulden war, gewaltsam ferngehalten und schmachtete nach ihr wie ein gefangener Vogel nach Freiheit. Dazu war die ganze geschraubte Methode des Unterrichts und der Erziehung wenig geeignet, um ihn das zu lehren, was ihm vor allem not tat und ihn wohl hätte retten können: Selbstbeherrschung. Und da es ihm — immerhin eine Seltenheit bei einem Schwaben — ganz an Humor gebricht, so wird ihm das Zusammenleben mit den weniger fein konstruierten Genossen, denen der Zarte ein willkommener Angriffspunkt für zwar unbedachte, aber der Jugend so notwendige Neckereien bildet, zu unerträglicher Qual. Traurige Zustände übertriebener Erregtheit und fassungsloser Melancholie stellen sich ein — wir erkennen sie aus den Briefen —, und eine immer trautere Gefährtin wird dem Verlassenen die Einsamkeit.

Trost hat er wohl im Verkehr mit der geliebten Flöte gesucht, die er meisterhaft gespielt haben soll. Und hier in Denkendorf, die Vermutung liegt nahe, scheint er

sich, da ihm der Verkehr mit der Natur in so grausamer Weise beschnitten war, einen Ersatz für das geraubte Gut in dem Studium der alten Griechen erobert zu haben, denen er bald mit nicht geringerer Leidenschaft zugetan ist als der Natur.

Dies verstehen wir. Dass sich der Freund des Äthers, der Luft und der Sonne gerade ihnen mit Begeisterung hingeben muss, ist beinahe Notwendigkeit. In den Griechen lernt er im Grunde nur von neuem lieben, was ihm die Natur schon seit langem beschert hat. Hier begegnet er „jenem Zustand der höchsten Einfalt, der sich ganz in glücklicher Harmonie mit der Natur entfaltet hat". Und mit den gleichen liebenden und verehrenden Ausdrücken, mit denen er die Natur bedenkt, bedenkt er die Griechen auch. Ihre Stille, ihre ruhige Hoheit, ihre Lauterkeit ruft der selig Entzückte sich immer wieder ins Herz. Mit der für ihn so bezeichnenden schwärmerischen Leidenschaft sucht er, wie die Natur, so auch sie zu umschlingen. Nie hat diese Leidenschaft aufgehört. Er möchte das grosse, nun ach so tote Griechenland

ans Herz drücken, so wie er im All der Schöpfung aufgehen möchte. Die Natur und die Griechen — es sind die beiden Sonnen, die ihn in ihren Bann ziehen, dauernd und unwiderstehlich, und zu denen er emporzufliegen sich bemüht — ach, ein Ikarus.

Man darf Hölderlins Liebe zu Griechenland nicht so auffassen, als ob sie zu jener Zeit etwas besonders Auffallendes gewesen wäre. Im Gegenteil: die Begeisterung für Hellas war ein Zeitsymptom und lag in der Luft. Winckelmann und Herder hatten auf die griechische Kunst und Dichtung mit Nachdruck hingewiesen; Schiller sang in den „Göttern Griechenlands“:

> Da ihr noch die schöne Welt regiret,
> An der Freude leichtem Gängelband
> Selige Geschlechter noch geführet,
> Schöne Wesen aus dem Fabelland!
> Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
> Wie ganz anders, anders war es da!
> Da man deine Tempel noch bekränzte,
> Venus Amathusia!

und wieweit Goethe ein Verkünder des Griechentums wurde, und was er künstlerisch seiner

Hingabe an diese Kultur verdankt, braucht hier nicht erläutert zu werden.

So durchdrungen freilich von griechischem Geist, so ganz in seinen Gefühlen und Gedanken und dann auch in der Form und dem Wesen seiner dichterischen Produktion — zumal aber in seinem späteren unendlich delikaten rhythmischen Gefühl, in dem Wohllaut der auf- und abwärts steigenden Worte — von Griechenland beherrscht wie Hölderlin war in jener Zeit kaum eine zweite Dichternatur. Er verkörperte das Ideal eines griechischen Menschen: sittliche Lauterkeit, Güte, Wahrheit und eine körperliche Schönheit, von der die Bilder, die uns seine Züge bewahrt haben, mit Überzeugung sprechen, waren sein Teil. Nur die Ruhe, der Frieden, die klare Stille der Griechen fehlte seinem Wesen ganz. Die goldene Gelassenheit, die die schönsten seiner Rhythmen durchströmt, hatte sein Leben nicht. Ihm, wie den meisten der Irdischen, war gegeben auf keiner Stätte zu ruhen, und er fiel, ein leidender Mensch, blindlings von einer Stunde zur andern.

Wer ihn in das gelobte Land geführt

hat, ob es Homer, Sofokles, Winckelmann, Herder oder ein Anderer war — wir wissen es nicht. Die seine Natur kennen, werden annähernd zu ermessen vermögen, wie mächtig der Jüngling gezittert haben muss und welches Jauchzen in seiner Seele war, als er das erstemal den Blick in die schöne geistige Welt der Griechen tat, in die er dann wie in eine verlorene und lang ersehnte Heimat seinen Einzug hielt. Dieser Augenblick, ferner jener frühere, in dem er sich das erstemal, in einer dunkeln Ahnung der Weltschönheit, schluchzend an die Brust der Natur warf, endlich jener spätere, da die Liebe zu Diotima in seinem Herzen erwachte, werden die höchsten Momente seines Lebens gewesen sein.

Mit 16 Jahren kommt Hölderlin auf die höhere Klosterschule nach Maulbronn. Er gehört zu den besten Schülern seiner Abteilung, und seine Sitten werden in den damaligen Zeugnissen mit dem seltenen Ausdruck „fein“ bezeichnet. In der Mathematik, dieser Folter aller poetischen Naturen, leistet er wenig.

Äusserst wertvoll und sein damaliges We-

sen, das sich im letzten Grunde später nur wenig geändert hat, vortrefflich erläuternd, sind seine Briefe, die er aus Maulbronn an seine Mutter, vor allem aber an seinen einzigen damaligen Freund Immanuel Nast, den „Skribenten" in der Stadtschreiberei zu Leonberg, geschrieben hat. Sie gewähren einen Einblick in das ganze, unruhig brausende Meer seines Empfindens. Diese Briefe, von hingebender Freundschaft diktiert, sind Gefühl und nur Gefühl, und sachliche Mitteilungen sind fast ganz zu vermissen. Leidenschaft und Erregung, Wonnen des Glückes und Schmerzen der Verzweiflung durchglühen sie, und man merkt aus ihnen heraus, wie der Schreiber es liebt, sich steuerlos der Fantasie anheimzugeben und sich als Einsiedler zu träumen — gefährliche Symptome in so früher Jünglingszeit. Auch über seine literarischen Neigungen lässt er etwas verlauten. So schreibt er an Nast:

„Du frägst, wie mir Dein [d. h. Wielands] Amadis gefalle — ich sage — schlecht. Und warum? — Nicht weil Wieland ohnehin nicht mein Stekkenpferd ist, auch nicht — weil ich

gerner ein Mährchen gelesen hätte, das nicht von der Satyre unterbrochen wird — sondern — ich sags mit aller Bescheidenheit — weil Dinge drinn vorkommen, die für reizbare Leute, wie ich bin, leider!!! — nicht zum lesen sind. O Bruder! meinst Du, ich hab' ihn über halb gelesen? da dank' ich Gott, dass meine Fantasie noch unbefleckt ist, dass mir vor dem Dichter, der gewiss eine Unschuld schaamroth machen würde, ekelt! Gesteh mirs nur, ist Dirs nicht besser ums Herz, wann Du den grossen Messiassänger hörst? oder unsers Schubarts wütenden Ahasveros liesst? Oder den feurigen Schiller?"

Und ein andermal: „Eine Neuigkeit! eine schöne, schöne herzerquickende Neuigkeit! Ich habe den Ossian, den Barden ohne seinesgleichen, Homers grossen Nebenbuhler hab' ich wirklich unter den Händen."

Von seiner unglücklichen Maulbronner Stimmung spricht deutlich ein Brief an Nast aus dem Januar 1787, dessen erster Teil hier stehen möge:

„Bester! Das ist schön, dass Du für die Natur so viel Empfindung hast — ich schmei-

chelte mir immer, unsre Herzen schlügen gleich — aber jetzt glaub ichs ganz gewiss. Aber Du must Dir nicht vorstellen, wie wann Du Dein Herz so ganz abgedruckt bei mir finden köntest; o nein! lieber! Du darfst Dich auch nicht wundern — wann bei mir alles so verstümmelt — so widersprechend aussieht. — Ich will Dir sagen, ich habe einen Ansaz von meinen Knabenjahren — von meinem damaligen Herzen — und der ist mir noch der liebste — das war so eine wächserne Weichheit, und darinn ist der Grund, dass ich in gewissen Launen ob allem weinen kan — aber eben dieser Theil meines Herzens wurde am ärgsten mishandelt so lang ich im Kloster bin — selbst der gute lustige Bilfinger kan mich ob einer wenig schwärmerischen Rede geradehin einen Narren schelten — und daher hab ich nebenher einen traurigen Ansaz von Roheit — dass ich oft in Wuth gerathe — ohne zu wissen, warum, und gegen meinen Bruder auffahre — wann kaum ein Schein von Beleidigung da ist. O es schlägt nicht dem Deinen gleich — mein Herz — es ist so bös — ich habe ehmalen

ein bessers gehabt — aber das haben sie mir genommen — und ich muss mich oft wundern, wie Du drauf kamst — mich Deinen Freund zu heissen. Hier mag mich keine Seele — izt fang' ich an, bei den Kindern Freundschaft zu suchen — aber die ist freilich auch ser unbefriedigend."

Und ein erstes Liebeserlebnis fällt in die Maulbronner Zeit. Er fasst eine schwärmerische Neigung zu der schönen, lebhaften Luise Nast, einer Verwandten des Freundes, von der wir wissen, dass sie die Blumen liebte und die Einsamkeit. Er verlobt sich mit ihr. Aber so sehr diese Jugendliebe ihn beglückt und so göttliche Stunden der Wonne sie ihm bereitet — so trübe Quellen der Qual lässt sie auch für ihn fliessen: grundlose Eifersucht auf den Schulgenossen Bilfinger martert ihn bis zum Unerträglichen, und längere Trennungen von der Geliebten vermag er nur mit jenen Gefühlen zu ertragen, mit denen ein Gefangener verzweiflungsvoll an den Gitterstäben seines Kerkers rüttelt. Es ist ein ewiger, aufreibender Wechsel von Lust und Pein. Himmelhoch jauchzend — zu Tode

betrübt. Von welchen Aufgeregtheiten sein Wesen zu Zeiten heimgesucht war, lässt sein gesundheitlicher Zustand erkennen: er speit des öfteren Blut, ist elend zum Umfallen und meint sich dem Grabe nahe. Nun hatte er ein Glück und wusste es nicht zu tragen.

Wichtig für die Kenntnis seines Innenlebens ist ein Brief aus jenen Tagen an Nast. Er sei im Auszug wiedergegeben:

„Wo soll ich anfangen? Soll ich Dir all unsre freudige und leidensvolle Tage herzählen? Ich will's tun — werde aber sobald nimmer aufhören können. Ich kam hierher — sah sie — sie mich. Beide fragten wir, jedes nach dem Charakter des andern — wie's oft geht — blos aus Zufall that's vielleicht Luise — beide fragten Deinen guten Vetter, des Famulus Sohn — der damals hier war — den Gang unsrer Liebe will ich Dir nicht beschreiben — Dein lieber guter Vetter bracht uns schon im ersten Monat meines Hierseins zusammen. Wie's da in meinem Herzen tobte — wie ich beinah kein Wort hervorbringen konnte — wie ich zitternd kaum das Wort Luise

hervorstammelte, das weisst Du — Bruder — das hast Du selbst gefühlt. Dein Vetter kam bald fort — und — schreckliche Tage kamen. Ich hatte das liebe Mädchen an einem Orte gesprochen — wo ich, ohne vorhergehende Abrede sie nie sprechen konnte — keiner Seele konnten wir uns vertrauen — kein Ort war sonst möglich — wir blieben also auf die etlich Augenblicke — auf die etlich herausgestammelten Worte — beinah über einen Monat geschieden. O Bruder! Bruder! Das waren schreckliche Tage — namenlose Leiden — noch nie gefühlte Raserei zerriss mir das Herz. — B. dann — es hatte sich Eifersucht ins Spiel gemischt und der Gegenstand dieser war — Bilfinger — er war unwissend von allem, auch ein Anbeter von Luisen. Ich erfuhr's — schrieb ihre Entfernung von mir einer geflissentlichen Vermeidung zu — fand endlich Gelegenheit — ihr fürchterlichen Unsinn, wie ich mich noch erinnere — zu schreiben — raste stündlich mit Bilfingern — und weder B. wusste, woher die unbegreifliche Feindschaft komme, noch die

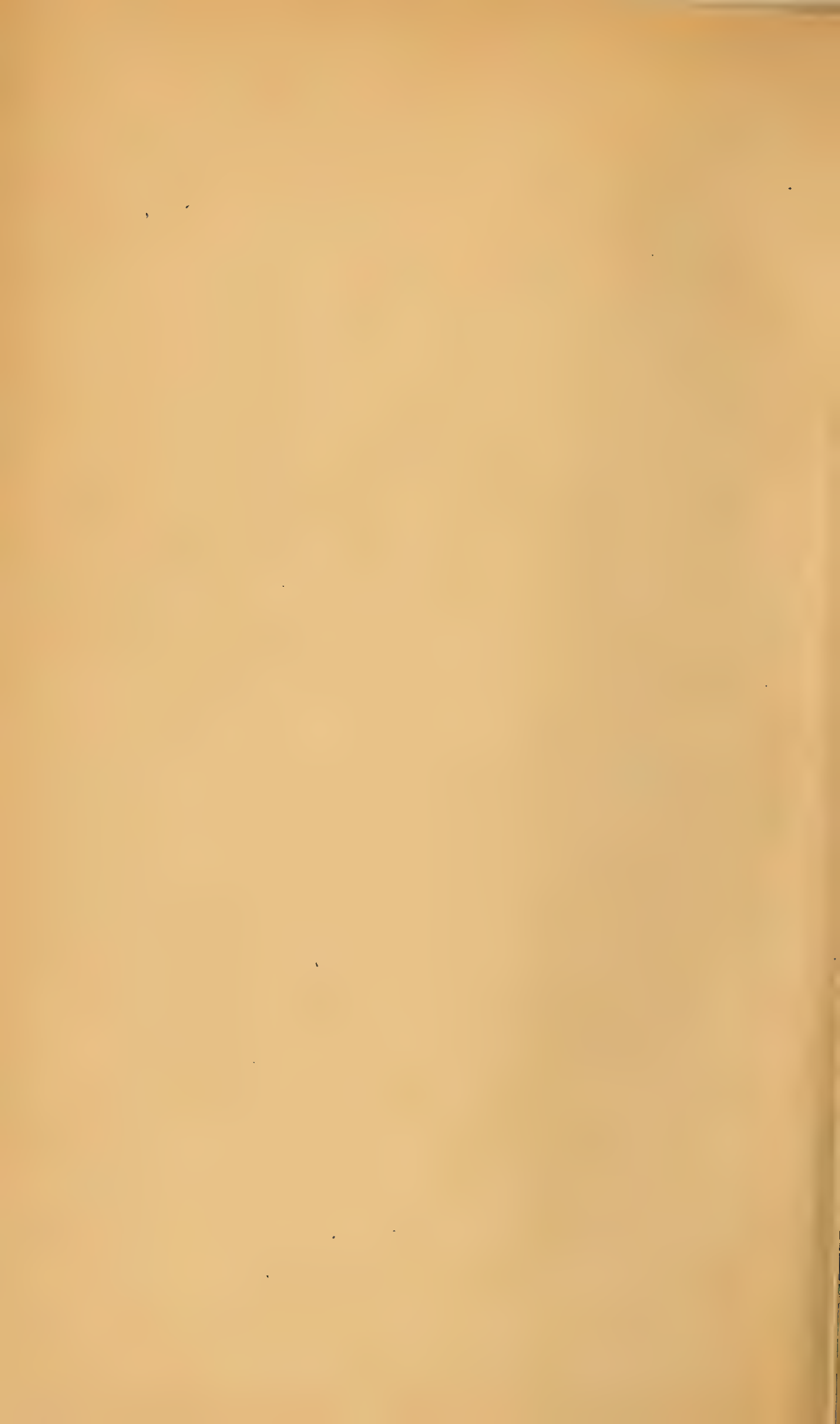
gute L. was der Unsinn zu bedeuten habe. Endlich — in der Stunde des äussersten Grimmes sagt' ich alles vor B. heraus — er entsagt ihr freiwillig — denn er hatte noch kein Wort mit ihr gesprochen — und so entstand unsre Freundschaft. L. sprach ich auch bald an dem Plätzchen unsrer ersten Zusammenkunft — sie fragte mich voller Angst — was ich denn mit dem Brief wolle? Ich ward verwirrt — sie noch verwirrter — und doch war's ein seliges Stündchen — doch schieden wir herzlich vergnügt... Immer noch plagten mich grimmige Launen und manche Thräne floss über der Ungewissheit — ob sie mich auch wirklich liebe. Nur selten kam ich zu ihr — immer verstohlen — und das machte dem lieben Mädchen oft bange. Sie war sehr zurückhaltend vor mir — weil sie mich nicht kannte — und ist das nicht schon ein bewunderungswürdiger Zug in ihrer schönen Seele? — — Der Sommer kam — und mit ihm Leiden über meine Luise und mich. — Gott im Himmel! ich mag mich nimmer in die Tage versetzen... Man bemerkte den

Kummer meiner Seele bald — und im ganzen Kloster wurd' ich als gefährlich melancholisch ausgesagt. Luise hört' es, und ihr Kummer glich dem meinigen. Der Schlaf floh mich bei Nacht — und bei Tag alle Thätigkeit ... Um die Ursache unsrer Leiden frage mich, wenn Du willst — Du sollst sie all erfahren — sie werden Dir gering vorkommen — wenn ich's überdenke, kann ich's auch nicht begreifen. Jetzt stille von den traurigen Tagen. Ich hatte für einen Jammermonat eine selige Stunde, wo ich mit meiner Luise weinte — und für diese dankte ich Gott! Dankte ihm endlich für alles — für all' die Leiden — all' die Verfolgungen — all' die Thränen ... Endlich wurd' ich ganz zufrieden — ausser dass das Andenken an die Leiden mein Auge zuweilen noch trübte. — — Und jetzt, Bester, jetzt bin ich der Glücklichste auf Erden. — Geh' es, wie will — ich liebe meine Luise ewig — ewig — und ewig — ewig — liebt mich meine Luise." — —

Hölderlins früheste Gedichte haben wir aus der Denkendorfer Zeit. Es sind also

Verse, die er mit 14, 15 Jahren schrieb
Gereimte Sachen von mangelhafter Technik
die der Kritik nicht wohl Stand zu halter
vermögen. Aber in Maulbronn erstarkt seir
dichterisches Ausdrucksvermögen auffallend
Er bildet seine ersten Verse im Mass de
alcäischen Ode, die erstaunlich gewandt sind
so in einem Gedicht an die Nachtigall, ii
dem er Luise mit „Stella“ anspricht. Schoi
früh also zieht es ihn zur Ode, dem Mas
Klopstocks, hin, das er später so einzi
meistern sollte. Zunächst machen sich un
verkennbar Einflüsse durch den Messias
sänger bemerklich, bei den gereimten Verse
haben Schubart, Schiller, das Gesangbuc
und Ossian, der uns heute nicht mehr rech
verständliche Schwarm der damaligen Jugen
Pate gestanden. Ein kindlich frommes Ge
fühl durchflutet viele dieser jungen Zeile
und der Knabe sieht zu Christus auf, vo
dem der Mann nichts mehr weiss. Er spricl
von frühem Tode, von Freiheit und seine
Liebe zur Natur. Und neben mancher vo
Schillers pathetischem Schwung eingegeb
nen Zeile schreibt er schon ein paar s

Anfang des Gedichtes „Männerjubel“
von HÖLDERLIN (1788)



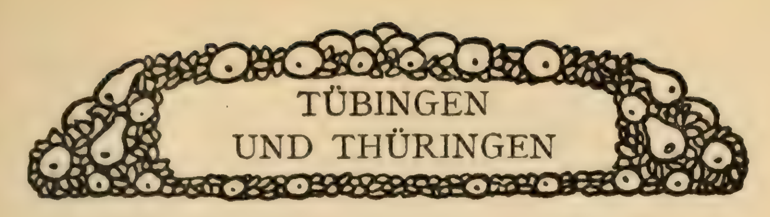
einfach-ruhige Strofen wie diese an Luise Nast:

> Lass sie drohen, die Stürme; die Leiden
> Lass trennen — der Trennung Jahre
> Sie trennen uns nicht!
> Sie trennen uns nicht!
> Denn mein bist du! Und über das Grab hinaus
> Soll sie dauern, die unzertrennbare Liebe.
>
> O! wenn's einst da ist,
> Das grosse selige Jenseits,
> Wo die Krone dem leidenden Pilger,
> Die Palme dem Sieger blinkt,
> Dann, Freundin, lohnet auch Freundschaft —
> Auch Freundschaft — der Ewige.

So ist der Knabe Hölderlin. Seine Jugend ist ausschlaggebend für sein Leben geworden, mehr als bei einem andern Menschen. Hier liegen für den Einsichtigen schon alle die Wurzeln zutage, die sein Unglück heraufführen mussten. Der Mangel einer ernsten männlichen Erziehung, die den unklaren Überschwang seiner mächtigen Gefühle — vielleicht! — hätte bändigen können; der unheilvolle Einfluss des Klosterlebens, das für diesen allzu weichen Menschen die denkbar ungünstigste Art geistiger und körperlicher

Bildung war; zumal aber seine mystische Hingabe an das unbegriffene All der Natur und die ganze dunkle Wirrsal seiner jungen, schnell reizbaren Gefühle, die so im Widerspruch standen mit dem allgemeinen Fühlen der Welt: es sind lauter Momente, die vor allem in Betracht zu ziehen sind, wenn man an eine Erklärung des Irrsinns gehen will, dem diese zarte, von sich und anderen schlecht geleitete Natur anheimfallen musste. In den Lenz seines Lebens fällt die auf die Gestaltung seiner Kunst so einflussreiche Bekanntschaft mit der Welt der Griechen und die erste brausende Liebesglut. So war es ein reicher Lenz — und doch ein unseliger. Klagend sehen wir ihn blühen, wie wir dies ganze Leben blühen und welken sehen.





TÜBINGEN UND THÜRINGEN

Hölderlins Bildungsgang bringt es als selbstverständlich mit sich, dass er vom Maulbronner Kloster aus die Universität Tübingen bezieht und dort ein Alumnus jenes berühmten Stiftes wird, das die Glaubenskämpfe so manches jungen schwäbischen Theologen bezeugen kann. Er freut sich auf die winkende Freiheit wie ein Gefesselter — und kommt in ein neues Joch. Die Zucht des Stiftes ist von der mönchischen Strenge in Maulbronn nicht sehr verschieden. Er ist unzufrieden, kränklich, niedergeschlagen, klagt in allen Briefen, und an Luise Nast schreibt er das Bekenntnis: „Der unüberwindliche Trübsinn in mir ist wohl nicht *ganz*, doch *meist* — unbefriedigter Ehrgeiz“ . .

Es hat ihn immer nach Ruhm verlangt. Er hat sein Leben lang nach Anerkennung gedürstet, immer von neuem und immer vergeblich.

Er schliesst eine nie getrübte Freundschaft mit Ludwig Neuffer, einer Natur, die ähnlich angelegt ist wie er, und der sinnen-

frohere Rudolf Magenau ist der dritte im Bunde. Mit dem gleichalterigen Hegel begeistert er sich an Hellas, und sie lesen gemeinsam Homer, Sofokles, Platon, Spinoza, Rousseau und Kant; später tritt er mit dem jüngeren Schelling, der sein Stubengenosse wird, in nahe Beziehung, um auch mit ihm Lektüre zu treiben. Hölderlin, Hegel und Schelling. Welch eine Jugendfreundschaft! Aber Hölderlin, wie könnte es anders sein, ist der schwärmerisch innigste in der Bezeugung seiner freundschaftlichen Gefühle.

Tübinger Studiengenossen Hölderlins haben im Alter erzählt, wenn der Dichter im Esssaal vor Tische auf- und abgegangen wäre, so sei es gewesen, als schritte Apollo durch den Raum. So schön war er. An seinem Spiel auf Geige und Flöte erfreuten sich alle.

Das Fühlen der Freundschaft, das ihm notwendig war und das er in Versen oft besang, steht in Tübingen hell in Blüte; aber die Liebe zu Luise verblasst. Von ihr getrennt, verliert sich ihr Bild in immer dichtere Nebel. Sie fühlt es wohl. Es ist rührend, in ihren Briefen zu lesen. Sie, die mit viel

dauernderer Liebe an ihm hängt als er an ihr, merkt das Ende bangend voraus — und eines Tages tritt das Gefürchtete ein: er schreibt ihr den Abschiedsbrief.

Es ist ihm nicht leicht geworden, und die Gewissensbisse melden sich bald. Aber er vermag das vorzeitige Gebundensein nicht zu ertragen, es beengt und hemmt ihn, und das Verlangen nach Freiheit siegt. Zwei Jahre nach der Lösung dieses Verhältnisses erfährt er von Luises Verlobung mit einem andern. Auch er hat unterdessen eine neue Neigung gefasst, zu einer Stuttgarter Theologentochter, Elise Lebret, die ein kokettes Dämchen, ganz anders wie Luise, gewesen zu sein scheint. Sie passten wenig zueinander, und sein Interesse, obwohl ihn die Pflicht noch jahrelang an sie band, erlahmte schnell.

Er liest den Don Carlos, lernt den verehrten alten Schubart persönlich kennen, und die Wogen der französischen Revolution brausen bis an das Tübinger Stift heran. Man begeistert sich in heimlichen Versammlungen, in denen die drei Jünglinge, die heute die Geschichte nennt, die geistig reg-

samsten sind. Reden werden gehalten, bis eine, freilich resultatlose Untersuchung das jugendliche Feuer dämpft.

Aber Schwermut und düstere Gedanken bilden auch den Urgrund des Tübinger Hölderlin, erst des Studenten und dann des Magisters der Philosophie. Wagt er es wirklich einmal glücklich zu sein, so steigt danach der graue Unmut doppelt machtvoll in ihm auf. „Ich habe den Mut verloren" ruft er aus, „und so ist's gut, nicht zuviel zu wünschen. Ich hänge mich an alles, wovon ich glaube, dass es mir Vergessenheit geben könne, und fühle jedesmal, dass ich verstimmt und unfähig bin, mich zu freuen, wie andere Menschenkinder." Der immer heftiger sich steigernde Widerwille gegen den Beruf macht seine Stimmungen noch gereizter und düsterer. Den Glauben an die kirchlichen Dogmen hat der Verehrer Kants und Spinozas verloren. Er zweifelt, ringt, wie immer wieder Jahr für Jahr die tausend Jünglinge im weiten Land, die nach Erkenntnis und Wahrheit dürsten: und dann hört er auf, ein Christ zu sein. Pantheistische Gefühle durchströmen

ihn, und den Namen Christus, den der gläubige Knabe nannte, schliesst fürder keine seiner gedichteten Zeilen ein.

Hölderlins Zustand, als es sich darum handelt, das Studium abzuschliessen, ist ein trostloser. Was soll er tun? Soll er — dieser Gedanke kommt ihm in der Tat — die ganze Theologie kurz entschlossen hinter sich werfen, frei hinaustreten ins bunte Leben, um Schriftsteller zu werden und, wenn sich wirklich alles gegen ihn empören sollte, schnell zu vergehen? Der Schwache findet nicht den Mut dazu. Fünf Jahre hat er an das Studium verschwendet, das er hasst. Die Mittel, um etwas neues zu beginnen, sind nicht vorhanden. Verbittert, mit knirschenden Zähnen, kehrt er, ein 23jähriger, in den Schoss der engeren Heimat zurück.

Die Mutter nimmt den Zerschlagenen, so reich Entwickelten liebevoll in Nürtingen auf. Er lässt nicht ab, der Mutter zu Liebe, sich auf das verhasste Examen vorzubereiten. Aber die Träume seiner Nächte gehen nach anderem. Nach Dichterruhm, wie er um Schillers teures Haupt versammelt war, nach Kränzen

aus Lorbeerlaub und nach wundervollen Tagen schöpferischen Glückes. Nach lauter Dingen, die zu geniessen ihm nicht beschieden sein sollte.

Die Gedichte, die Hölderlin in Tübingen schreibt, sind fast ohne Ausnahme Oden in antiken Massen, die Klopstocks Bild heraufbeschwören, und rhetorische Hymnen im Geiste Schillers. Die in den letzten Tübinger Jahren entstandenen Sachen zeigen zwar eine schöne Sicherheit in der sprachlichen Diktion, und eine fliessende Melodik macht sich geltend, aber das Vorbild Schillers wird keineswegs überwunden. An ihn gemahnt die metrische Wahl der klingenden, meist trochäischen Strophen, die sich reimen; an ihn die Vorliebe, Worte wie Urania, Elysium, Äonen usw. unermüdlich zu verwenden. Nachdem er sich mit Kant beschäftigt hat, finden Schillers filosofische Gedichte lebhaften Nachklang in den seinen. Der ganze Aufbau und gedankliche Gehalt von so prunkhaften Dichtungen wie „Griechenland", „An die Stille", die Hymnen an die Menschheit, die Schönheit, die Freiheit, die Freundschaft, die Liebe, erinnern an verwandte Dichtungen des schwä-

bischen Landsmanns, besonders an „Die Götter Griechenlands“, „Die Künstler“ und „An die Freude“. So sehr sie sich auch in gewissen Einzelheiten, wie in dem vertieften Gefühl für Hellas, dem Schiller nur mehr eine dichterische Laune entgegenbrachte, von ihren Vorbildern unterscheiden: zu einer selbständigen poetischen Anschauung hat sich der junge Hölderlin in Tübingen noch nicht emporgerungen.

Im Hause der Mutter führt der Dichter ein einförmiges, arbeitsames Leben, voll Sehnsucht in die Welt. Er besteht in Stuttgart die so gefürchtete Staatsprüfung und sieht sich, da er entschlossen ist, ein Pfarramt nicht zu übernehmen, nach einer Hofmeisterstelle um. Freunde erreichen es, dass Schiller sich für ihn bei Frau Charlotte von Kalb in Waltershausen, einer der hervorragendsten Frauen jener Zeit, die für ihren neunjährigen Knaben einen Erzieher nötig hat, verwendet. Die Verhandlungen sind von Erfolg gekrönt. Hölderlin, scheu und befangen, tritt erst dem bewunderten Heros

Schiller, in dessen Nähe es ihn magisch hinzieht, gegenüber, dann reist er frohen Mutes nach Waltershausen ab. Hier, unter liebenswürdigen Menschen und von einer schönen Natur umgeben, fühlt er sich glücklicher und gesunder als je. Die ersten Monate in dem idyllischen thüringischen Städtchen sind vielleicht als die glücklichste Zeit seines Lebens zu bezeichnen. Er darf ein zwangloses Leben führen, wonach er sich immer so sehnte, seine Erziehertätigkeit macht ihm Freude, er geniesst Dankbarkeit, und beglückt schreibt er um Ostern an seine Mutter: „Ich sah nirgends einen schöneren Frühling als hier."

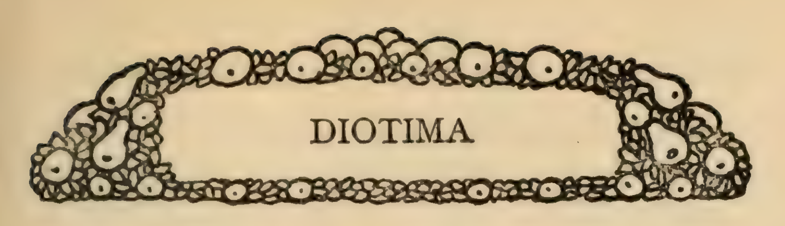
Aber der Umschwung kommt — wie immer bei ihm. Sein Schüler macht nicht die Fortschritte, die er wünscht, und er erkennt hässliche Anlagen in ihm, die ihn verstimmen und niederdrücken. Er leidet schwer, gleich den Eltern des Knaben, und diese halten eine Übersiedelung des Erziehers und Zöglings in neue Verhältnisse für geboten. Anfang November 1794 gehen die beiden auf einige Zeit nach Jena, dann, mit Frau von Kalb zusammen, nach Weimar. Da

Hölderlin mit Betrübnis fühlt, einen dauernden Einfluss auf seinen Schüler nicht gewinnen zu können, bittet er um seine Entlassung. Schweren Herzens, aber voll feinsten Verstehens und unter Bewahrung treuer Freundschaft, gewährt sie ihm Frau von Kalb, und Hölderlin kehrt, hoffend und unabhängig zunächst, aber ohne jede Aussicht auf eine sichere Zukunft, nach Jena zurück.

Er lebt in dem berühmten Ort, damals der aufgeklärtesten Universität Deutschlands, einfach und zurückgezogen, dem Studium der Filosofie unter Fichtes Führung und eigenen poetischen Arbeiten hingegeben. Fichte macht einen nachhaltigen Eindruck auf ihn, vor allem aber zieht es ihn immer wieder zu dem geliebten Schiller hin, der sich unablässig als treuer Freund bewährt. „Ein Besuch bei ihm gibt mir mehr Genuss und Stärkung als jede andere Gesellschaft.“

Auch Goethe, mit dem er ebenso wie mit dem ihn weltmännisch dünkenden Herder schon in Weimar zusammengetroffen war, sieht er zuweilen, und seine grosse Herzensgüte und schöne Menschlichkeit entzücken

ihn fast mehr noch als die Funken seines Geistes. „Man glaubt oft einen recht herzguten Vater vor sich zu haben“ sagt er von ihm. So lebt er voll reicher Anregungen, aber ohne mit dem, was ihm unter den Händen gelingt, zufrieden zu sein. Und die Geldmittel erschöpfen sich. Irgend eine feste Position ist nicht zu erlangen, und da er, um zu sparen, schlecht und wenig isst, gestaltet sich auch sein körperlicher Zustand wieder zu einem bejammernswerten. Er kann nicht mehr arbeiten in dieser Lage, Sehnsucht nach der Heimat und den Seinigen ergreift ihn, er fühlt sich vereinsamt wie eine hilflose Waise, und der Erdkreis scheint ihm verdunkelt um ihn her. Auch ist wohl mit Recht zu vermuten, dass ihn, da ihm nichts nach Wunsch gelang, Schillers Nähe auf die Dauer bedrückt hat, denn sein Ehrgeiz war oft ohne Mass. Im Juni 1795 scheint er Jena verlassen zu haben. Er ist jetzt 25 Jahre alt. Ein Schiffbrüchiger, kehrt er in die Heimat zurück; verstört, ohne Glauben an seine Kunst und voller Zweifel an dem Vermögen, sich im Leben zurechtzufinden.



„Frankfort est une très jolie ville; on y dine parfaitement bien; tout le monde parle français et s'appelle Gontard.“ Diese Worte schrieb Frau von Staël im Jahre 1803, als sie Frankfurt besuchte, in ihr Tagebuch. Der Name Gontard ist es, der Friedrich Hölderlin zum Glück und zum Verhängnis wird.

Im heimatlichen Nürtingen verlebt der Dichter keine frohen Tage. Es beschämt ihn, der Mutter spärliches Brot zu essen, und er verlangt von neuem nach Selbständigkeit. Am Ende des Jahres findet sich eine Stellung für ihn, und er reist in das Haus des Bankiers Jakob Friedrich Gontard nach Frankfurt ab, um dort die Erziehung der Kinder zu übernehmen.

Gontard war ein geistig unbedeutender Mensch von ziemlich roher Natur. Eine nervöse Reizbarkeit war ihm zu eigen, die ihn nicht selten ausfallend heftig werden liess. Als Knabe hatte er sich in einem Wutanfall das rechte Auge mit einer Gabel

ausgestochen. Seine Interessen waren durchaus geschäftlicher Art, und zu Kunst und Literatur besass er so gut wie keine Beziehungen.

Dieser Mann war mit einer Frau vermählt, die nichts mit ihm gemeinsam hatte. Frau Susette, eine geborene Hamburgerin, ungewöhnlich reich begabt und von stiller innerer Harmonie, war ein Geschöpf, das dauernder Verehrung würdig ist. Dass sie Hölderlins Liebe erweckte, war eine Notwendigkeit, denn sie war edel, schön und gut wie eine Griechin. Ein Relief, das Landolin Ohmacht nach der Lebenden gefertigt hat, zeigt uns ihre Züge.*) Sie hatte langes, schwarzglänzendes Haar, das sie in der Mitte gescheitelt trug, und auch ihre offenen, seelenvollen Augen waren dunkel. Das Gesicht zeigte ein weiches Oval, das zu gleicher Zeit Hoheit und Anmut in sich schloss und die Reinheit einer Göttin. „Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientiert sich ewig an diesem Madonnenkopfe“ schrieb Hölderlin an Neuffer. Ihr

*) Siehe das Titelbild dieses Bandes.

Gang soll von hohem Zauber gewesen sein, denn auch die Gestalt einer Griechin war ihr zu eigen. Kurz, sie war seltsam schön. Und da auch er wie ein Apoll war und voll Sehnsucht nach dem Schönen und Guten — wie hätten sich diese beiden jungen Menschen nicht lieben sollen?

Susette, von Hölderlin mit dem von Platon übernommenen Namen Diotima beschenkt, der sie für alle Zeiten durch die Geschichte des Schönen trägt, war reich an Bildung des Geistes und des Herzens. Sie war von einer feinsinnigen Mutter liebevoll erzogen worden, und als sie sich mit dem wohlhabenden Gontard vermählte, wurde die eigentümliche Bedingung an ihre Ehe geknüpft, dass sich die Tochter von der Mutter, deren höchstes Gut sie war, nie werde zu trennen brauchen. So siedelte die alte Dame mit nach Frankfurt über und entschädigte durch ihre hilfreiche und gütige Gegenwart ihr Kind für das gesellschaftlich zwar lebhafte und opulente, aber geistig verarmte Leben in dem Gontardschen Hause.

Nach wenigen Jahren stirbt die Mutter.

Für Susette, die ja mit Gontard nichts weiter als das äussere Leben verbindet, bedeutet dieser Tod einen Verlust ohne gleichen. Die Erziehung der Kinder, die die alte Dame in hervorragender Weise überwacht hatte, liegt brach und muss in andere Hände gegeben werden. So kommt Hölderlin in das Haus, als ein Ersatz. Er kommt, um eine Lücke auszufüllen, aber er tut es in anderem Sinn, als Gontard wünschte.

Seine ersten Gefühle Diotima gegenüber scheinen Verehrung und Bewunderung gewesen zu sein. Aber da nun diese zwei zarten Menschen, beide auf ihre Art gefesselt, beide voll Sehnsucht, beide schön, beide von dem Verlangen nach einer verfeinerten Lebensart erfüllt und ihren ganzen idealen Anlagen nach so gut für einander geschaffen, täglich während ganzer Stunden — denn Gontard ist viel ausser dem Hause — allein zusammen sind, in Gesprächen über die Kinder, über die Natur, die sie beide lieben, und über die Schönheiten der Kunst begriffen, deren Genuss ihnen ein Bedürfnis ist, so ereignet sich, was das Geschick nicht hindern kann: in

Ich bin so frei, verehrungswürdiger Herr Hofrath! Ihnen einen kleinen Beitrag zum künftigen Allmanach zu schiken. Lieber hätt' ich ihn gebracht, und mich einmal wieder Ihrer Nähe gefreut. Sie sind gewiß versichert, wie wenig mir fehlt, und daß es ein Trieb mehr [illegible] zu Ihnen zu wallfahrten und Sie zu sehen. Aber die Liebe [illegible] noch einige Monathe geduldig tragen. Ich bin jezt mit der [illegible] bekannt; [illegible] seit vorigem Winter in Frankfurt [illegible] glüklich lebe. Es sind wirklich seltene Menschen, unter denen ich bin, und um so schäzbarer für mich, weil ich [illegible] Zeit [illegible], weil einige bittere Erfahrungen mich wirklich gegen Verhältnisse aller Art [illegible] gemacht.

Ich wollte Ihnen einmal wieder in meiner ganzen [illegible] erscheinen, wollte Sie um Ihre Meinung fragen über manches, was mich jezt beschäfftigt, und wollte doch allerhand [illegible] ein paar freundliche Worte mir von Ihnen erbitten, aber ich bin genöthigt, abzubrechen.

Wollen Sie die Güte haben, mich der Frau Hofräthin zu empfehlen.

[illegible] [illegible]

Verehr.

M. Hölderlin.

Ein Brief HÖLDERLINS an SCHILLER



einem jeden von ihnen keimt jene grosse und innige Liebe auf, die ihnen die Stunden mit Sonne erfüllt und ihrem Dasein Flügel verleiht.

„Ich bin in einer neuen Welt“ schreibt Hölderlin um diese Zeit an Neuffer. „Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was gut und schön sei, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund! Es gibt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehen, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehn vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, und Geist und Gemüt und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, dass selten so etwas geahndet und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. Du weisst ja, wie ich war, wie mir gewöhnliches entleidet war, weisst ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen und darum so elend. Konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh, wie ein Adler,

wenn mir nicht dies, dies Eine erschienen wäre und mir das Leben, das mir nichts wert war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte mit seinem Frühlingslichte? Ich habe Augenblicke, wo all' meine alten Sorgen mir so durchaus thöricht erscheinen, so unbegreiflich, wie den Kindern. Es ist auch wirklich so unmöglich, vor ihr an etwas sterbliches zu denken, und eben deswegen lässt so wenig sich von ihr sagen. Vielleicht gelingt mir's hie und da, einen Theil ihres Wesens in einem glücklichem Zuge zu bezeichnen, und da soll Dir keiner unbekannt bleiben. Aber es muss eine festliche, durchaus ungestörte Stunde sein, wenn ich von ihr schreiben soll. Dass ich jetzt lieber dichte, als je, kannst Du Dir denken."

Eine wundersame Zeit ist da, aber doch keine schmerzenlose: denn diese Liebe gebietet Entsagung. Wir sehen die beiden — während Gontard im Klub dem Kartenspiel ergeben ist — an stillen Abenden beisammen sitzen, Lektüre treiben, schwärmen und mit bewegter Stimme von Hellas sprechen und vom heiligen Monde, dessen silbernes Licht

durch die Gardinen rinnt. Wir sehen ihre Augen mit Sehnsucht ineinander ruhen — und dann auch ihre Hände. Da aber tut sich vor den roten Rosen ihres Glückes ein Abgrund auf — und mit einem Lächeln des Schmerzes, in dem doch eine Seligkeit schimmert, blicken sie verwirrt in diese Tiefe hinein. Wir wissen nichts von den Innigkeiten ihrer Liebe. Hierüber hat der Dichter in seinen Briefen nichts niedergelegt. Aber aus seinen Dichtungen erfahren wir, von welchen mystischen Tiefen diese Liebe war, die ihn die gesamte Schönheit der Welt in einem Wesen lieben liess, und die Form dieser Dichtungen zeigt uns, wie sehr sie ihn künstlerisch gefördert hat. Es bedarf keinen Scharfblicks, wenn man sich das vornehme Wesen dieser geistig geadelten Naturen vor die Seele ruft, dass die Liebe zwischen Hölderlin und Diotima nicht auf sinnlicher Glut, sondern auf einer süssen Harmonie des innersten Fühlens und Erkennens gegründet war. Es war eine Leidenschaft, aber eine verklärte, und die schweren sittlichen Kämpfe, die sie für diese fein or-

ganisierten Menschen in Begleitschaft hatte, werden so schmerzhaft gewesen sein, dass wir sie nicht zu ermessen vermögen.

Hölderlin konnte einen solchen Zustand, der ihn in Zwiespalt mit seinem ethischen Bewusstsein brachte und ihm dort Verzicht gebot, wo das strahlendste Besitzen winkte, das ihm das Leben je bescheren konnte, auf die Dauer nicht ertragen. Die Liebe zu Diotima ist ein verzehrendes Glück. Die Qualen der Eifersucht, wenn er an den rohen Gatten denkt, der diese Göttin umarmen darf, und das Bewusstsein, mit seinen Gefühlen auf sittlich schiefen Wegen zu wandeln, machen ihn mürb und matt. Dazu kommt die unwürdige Behandlung, die er von Gontard zu erfahren hat. Dieser benutzt mit Vorliebe die Gelegenheiten, ihm seine abhängige Stellung klar zu machen, weist ihn in den Hintergrund, wenn Besuch im Hause ist, und fasst seine Stellung als die eines Dieners auf, der dankbar zu sein hat, dass man ihn so gut bezahlt. Man stelle sich vor, mit welchen Empfindungen Hölderlin eine solche Behandlung vor den Augen Diotimas

erträgt. Er hat Demütigungen zu erfahren, gegen die sein Stolz sich auflehnt mit der Gewalt des Löwen, — aber er schweigt und duldet, um der Geliebten willen. Er ist elend, zerrissen und fühlt immer klarer: es geht nicht weiter so. Er will fort — aber dann tritt ihm Diotima entgegen, und er sieht die Liebe in ihren Augen leuchten und kann nicht gehen. Welche Stunden mag er erlitten haben! Es ist ein Kämpfen, das seine zarten Kräfte aufreibt bis zum äussersten. „O Freund," schreibt er im Juli 1797 an Neuffer, nachdem er lange nichts von sich hören liess, „ich schweige und schweige, und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muss. Und das eben ist mein Unheil, dass mein Auge nimmer klar ist wie sonst. Ich will es Dir gestehen, dass ich glaube, ich sei besonnener gewesen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigsten Jahre, da ich noch mit Dir lebte, guter Neuffer! O! gieb mir meine Jugend wieder! Ich bin zerrissen von Liebe und Hass." Und

ein Jahr später schreibt er: „Bruderherz, ich hab' auch viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menschen jemals aussprach, weil nicht alles auszusprechen ist, und noch, noch leid' ich viel und tief — und dennoch mein' ich, das Beste, was an mir ist, sei noch nicht untergegangen."

In der Frankfurter Gesellschaft fängt man an zu tuscheln. Die Beziehungen zwischen ihm und Diotima haben nicht ganz verborgen bleiben können und werden allmählich das Gespräch der bösen Zungen. Hölderlin muss Anspielungen hören, die ihm das Blut in Wallung bringen und ihn vor Scham erröten lassen. Immer unhaltbarer wird seine Lage. Er sieht ein, es muss ein Ende werden. Und wieder will er gehen, um sich in Mannheim als Privatlehrer niederzulassen — und wieder bringt er den Abschied nicht fertig. So dichtet er in der Ode, die er „Abschied" nennt:

Trennen wollten wir uns, wähnten es gut und klug?
Da wir's taten, warum schreckte wie Mord die Tat?
Ach, wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verraten? ach, ihn, welcher uns Alles erst,
Sinn und Leben, erschuf, ihn, den beseelenden
Schutzgott unserer Liebe?
Dies, dies Eine vermag ich nicht!

Aber dann kommt das Ende doch. Es kommt, obwohl lange geplant, unerwartet und bei Nacht. Eine übereilte Beschimpfung, die Gontard dem Dichter zuteil werden lässt, ist die letzte Ursache. Über die Einzelheiten sind wir nicht genau orientiert. Wahrscheinlichkeit hat eine Überlieferung. Es heisst, die hübsche Haushälterin Gontards sei in Hölderlin verliebt gewesen, zu ihrem Schmerz ohne Erfolg; sie habe dem Dichter die einsamen Abendstunden bei der Herrin des Hauses missgönnt, und wenn Gontard, dem sie die Tür zu öffnen hatte, des Abends nach Hause gekommen wäre und die Frage: „Was macht meine Frau?“ an sie gerichtet hätte, so habe sie täglich die gleiche Antwort: „Herr Hölderlin liest ihr vor!“ für ihn bereit gehabt; sie habe dieser Antwort allmählich eine Bedeutung zu geben gewusst, dass dem Bankier Gontard eines Abends die Galle überfloss. Er stürzte in das Zimmer,

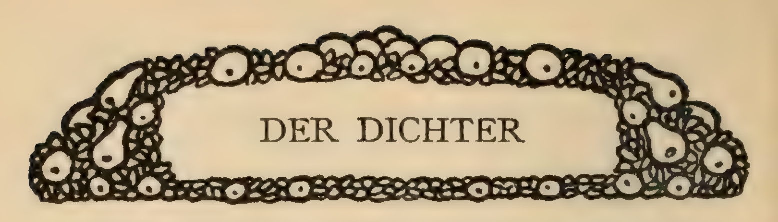
in dem er die beiden im Gespräch beisammen fand, und schleuderte dem Dichter so grobe Beschuldigungen ins Gesicht, dass dieser sich veranlasst sah, das Zimmer sofort zu verlassen, noch in der gleichen Nacht seine Sachen zusammenzuraffen und dem Gontardschen Hause für immer den Rücken zu kehren.

Gontard bereute seine vorschnellen Worte. Diotima verlangte von ihm eine Rechtfertigung des mit Unrecht Beschimpften: sie wünschte, dass er zurückgerufen werde. Gontard scheint auch bereit gewesen zu sein, dieses Verlangen zu erfüllen ... da wird er von einem klugen Oheim auf eine eilige Geschäftsreise nach Wien geschickt, und die geplante Rechtfertigung verläuft sich im Sande.

Hölderlin trägt seinen Jammer nach Homburg, wo ihm ein Freund aus Schwaben, Sinclair, wohnt. Der Fortgang von Frankfurt, in dessen Mauern er drei Jahre leben durfte, hat einen Abbruch der Beziehungen zu Diotima zunächst noch nicht bedeutet. Es ist sicher, dass sie Briefe wechselten. Diese

wichtigen Dokumente sind nicht erhalten. Verwandte haben sie verbrannt. Eine heimliche Zusammenkunft der Liebenden scheint stattgefunden zu haben; vielleicht auch sahen sie sich mehrmals wieder. Zuverlässiges wissen wir hierüber nicht.

Das Zeichen der Homburger Tage ist Qual und Sehnsucht. Wieviel ihm genommen war, versteht man, wenn man daran denkt, dass ihm die Liebe zu Diotima nicht nur die Liebe zu einem teuren Menschen, sondern die mystische Hingabe an die Schönheit der ganzen Welt bedeutete, die ihm in diesem einen, höchsten Wesen verkörpert war. Seine heiligsten Gefühle waren ihm Religion, und die Liebe zu Diotima war ihm vor allem eine solche. Eine Religion ist ihm zertrümmert worden. Er ist aus einem Tempel ausgestossen und weiss, dass ihm ein beglückender Zutritt zu dem verlorenen Heiligtum für alle Zukunft versagt ist.



DER DICHTER

Den tiefsten Einfluss auf die künstlerische Entwickelung eines bedeutenden Menschen ruft ein tiefes Erlebnis hervor. Diese alte Wahrheit tritt auch bei Hölderlin ein. An der Liebe zu Diotima reift er zu jenem grossen, rätselhaften Künstler des Wortes heran, der uns mit den Schauern ehrfürchtiger Liebe erfüllt. In Frankfurt und in den folgenden wenigen Jahren seines langen Lebens, die ihm noch in geistiger Gesundheit zu verbringen beschieden ist, bringt er jene einzigen Verse hervor, die mit nichts in der deutschen Lyrik zu vergleichen sind: Verse einer einsamen, dem Fühlen des Volkes abgewendeten, wehmütigen Grösse, von hellenischer Klarheit erfüllt und doch oft so wundersam sehnsüchtig mit ihrem unbeschreiblichen Duft, dass uns ist, als sähen wir weisse Rosen in der Dämmerung unserer Heimat blühen.

In einigen Frankfurter Gedichten pflegt er zunächst noch den Reim, zu dem er ein

dauerndes Verhältnis nicht finden kann, und bildet als letzte Strofe eines Diotima-Gedichtes jene an eine ihm teure Empfindung gerichteten Zeilen, die mir noch immer die liebsten seiner gereimten Worte geblieben sind:

O Begeisterung, so finden
Wir in dir ein selig Grab;
Tief in deine Wogen schwinden,
Still frohlockend, wir hinab,
Bis der Hore Ruf wir hören
Und, mit neuem Stolz erwacht,
Wie die Sterne wiederkehren
In des Lebens kurze Nacht.

Dann aber verlässt er diese ererbte äussere Melodik und weiss sich schnell der inneren und feineren Musik des Rhythmus zu bemächtigen, den er zu einer bis dahin nicht gekannten Höhe und Vergeistigung emporführt. Er schreibt Oden, Elegieen antiken Masses und, besonders in späterer Zeit, freie Rhythmen von meist jambischem Grundklang. Seine Oden stellen das Vollendetste dar, was die deutsche Sprache in dieser Kunstform ihr eigen nennt. Er meistert diese geliebten Metren mit einer Anmut der Sprache, die ihn weit über Klopstock erhebt. Wenn

uns auch die Überlieferung, dass er in hohem Masse musikalisch war, fehlte: der Wohllaut seiner Sprache würde es untrüglich lehren. Sein rhythmisches Gefühl ist so verfeinert und so vor jeder Irrung sicher, dass man es nur an Hellas messen kann. Hier hat er Goethe den Kranz vom Haupt genommen. Mit Schiller ist der Hölderlin der Reife durch nichts mehr verbunden. Die von den Schlacken des Pathos bis zum Grunde befreite Einfachheit des sprachlichen Ausdrucks und die kristallene Anschauung, von der seine Kunst getragen ist, rückt ihn ungleich näher an Goethe heran, dem er im übrigen in nichts zu Danke verpflichtet ist. Lyrische Prägnanz ist ihm ein hohes Gebot, das der unermüdliche und oft verzweifelnde Feiler und Verbesserer heilig hält. Gleich aus der ersten Zeit seiner Vollendung stammt ein kleines, süsses Gedicht, das in der Knappheit und Einfachheit seiner wohltönenden Sprache, durchtränkt von einem innigen Gefühl für die dämmernde Natur, seine Eigenart schön beleuchtet. Ich meine den „Sonnenuntergang“, mir eine der teuersten seiner kleinen Oden:

Sonnenuntergang.

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Dass ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Heimweh und Jammer der Liebe machen lange den Grundklang seiner Dichtung aus. Schon in Frankfurt, gewillt, sich von Diotima loszureissen, schreibt er die rührenden Verse:

Abbitte.

Heilig Wesen! gestört hab' ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren,
Tiefern Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.

O vergiss es, vergib! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh ich dahin und du
Ruhst und glänzest in deiner
Schöne wieder, du süsses Licht!

Und später verdichtet er die Schmerzen seiner Liebe zu einem innigen Zyklus von Elegieen „Menons Klage um Diotima", in denen es glüht unter dem Schleier äusserer

Fassung; ein ruhiger Stil der Grösse und Feierlichkeit macht diese Elegieen zu dem Schönsten und Traurigsten, was wir von Hölderlin besitzen. Und in der Ode „Am Abend“ spricht er selig aus, wie tief ihm die Liebe zu Diotima die Natur verschönt:

Am Abend.

Geh unter, schöne Sonne, sie achteten
Nur wenig dein, sie kannten dich, heil'ge, nicht,
Denn mühelos und stille bist du
Über den Mühsamen aufgegangen.

Mir gehst du freundlich unter und auf, o Licht,
Und wohl erkennt mein Auge dich, herrliches!
Denn göttlich stille ehren lernt' ich,
Da Diotima den Sinn mir heilte.

O du, des Himmels Botin, wie lauscht' ich dir,
Dir, Diotima! Liebe, wie sah von dir
Zum goldnen Tage dieses Auge
Staunend und dankend empor. Da rauschten

Lebendiger die Quellen, es atmeten
Der dunkeln Erde Blüten mich liebend an,
Und lächelnd über Silberwolken
Neigte sich segnend herab der Äther.

Sehnsüchtiges Begehren in die Heimat hat ihn immer beherrscht, wenn er aus den

Wirren seiner dunkeln Empfindungen keinen Ausweg fand und körperlich elend war. So singt der Schwergeprüfte der letzten Frankfurter Tage, in Gedanken an das Tal des Neckar:

Die Heimat.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter so viele wie Leid geerntet.

Ihr teuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

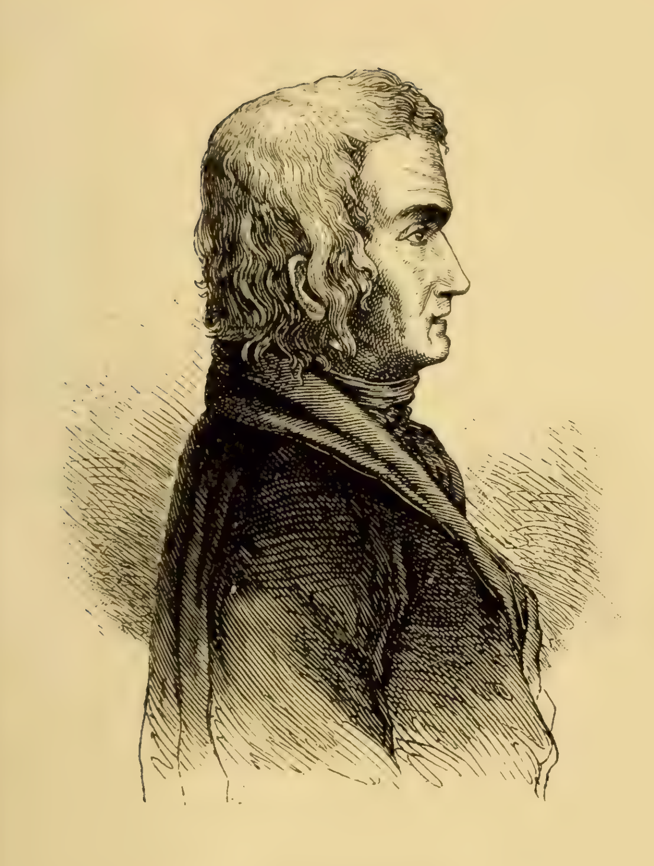
Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimat

Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüss' ich bald, und ihr umschliesst mich,
Dass, wie in Banden, das Herz mir heile,

Ihr treu gebliebnen! aber ich weiss, ich weiss,
Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,
Dies singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter, schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Die Qualen der Liebe werden verklärt durch eine vornehme Mässigung des Ausdrucks, die dem Künstler eine ästhetische Forderung ist. Das berühmte, unsagbar schöne und eines griechischen Genius würdige „Schicksalslied" entsteht, ein rhythmisches Wunder, und wir werden an die Weisheit des lyrischen Chores in der griechischen Tragödie gemahnt, wenn wir die aus der grösseren Dichtung „Emilie vor ihrem Brauttag", die als Ganzes ja nicht sehr charakteristisch für ihn ist, herausgelösten Verse lesen, die diesem Büchlein vorangestellt sind. Seine Gemeinschaft mit der Natur mutet uns nicht selten priesterlich an, und dem Äther lässt er nicht ab seine pantheistische Liebe zu zollen. In den Gedichten der Reflexion erweist er sich als ein lyrischer Filosof, dem die empirische Basis fremd ist. Er hat den Bau seiner mystischen Gedanken, die in ein fest umrissenes System zu bringen er



HOLDERLIN

Nach dem Bilde von C. Laufer



viel zu sehr Dichter war, auf einem pantheistischen Naturgefühl errichtet. Wir fühlen schauernd das profetische Ahnen und Begreifenwollen der Weltseele, von der er selbst ein Teilchen ist. Und bei dem allen macht sich in den Gedichten seiner Reife eine sinnliche Klarheit geltend, die eine Verrückung des Geistes in das Bereich der Unmöglichkeit zu weisen scheint.

Hölderlins Lyrik ist eine Vereinigung von hellenischer Form mit germanischem Geist; denn ganz germanisch ist sein dichtendes Naturgefühl, seine Sehnsucht in das All, seine lyrische Subjektivität: nur durch die Kenntnis seines Lebens ist das, was er schrieb, zu verstehen. Der von den zarten Blumen des Frühlings durchwobene Zauber seiner Poesie, der sich dem flüchtig Geniessenden nicht eröffnet, jenen aber, die sich liebend hinzugeben wissen, eine ganze, duftige Welt bedeutet, beruht auf ganz geheimen, von gewissen hellseherischen Gaben unterstützten Beziehungen seiner dichterischen Persönlichkeit zum All. Nur wer von diesem heiligsten Fühlen, das den

Menschen, aber nicht allen, gegeben ist, weiss, und hier seiner eigenen quellenden Sehnsucht hat Einhalt gebieten müssen, wird Hölderlin ganz begreifen können. Seine Dichtung birgt jene aus einem ahnungsvollen und tief ergreifenden Verkehr mit der mystischen Wesenheit der Natur geborene religiöse Verklärung, die wir, um einige neuere Dichter zu nennen, bei dem Dänen Jacobsen lieben, bei dem frühen Maeterlinck und dem jungen Deutschen Rilke.

So ist der junge Mystiker. Er ist lyrisch bis zur Wurzel. Und wenn man das Wesen seiner in vollendete Verse griechischen Klanges gegossenen Lyrik erfasst hat, bleibt über das, was der lyrische Erzähler und lyrische Dramatiker zu bilden bestrebt war, nicht mehr viel zu sagen.

Schon in der Tübinger Zeit beschliesst Hölderlin die Gestaltung eines Buches, das er nach dem Namen des Helden „Hyperion" nennen will. Er bildet sich diesen Namen,

indem er ihn andeutungsvoll in die Anfangs- und Endbuchstaben seines eigenen einschliesst. Er plant den „Hyperion" zunächst als ein Epos in Jamben. Kleinere Teile werden in dieser Form auch fertig gestellt, bald aber in die Form der Prosa umgegossen, die für das Werk äusserlich die endgültige bleibt, innerlich freilich den gefühlten Rhythmus hymnischer Verse selten verleugnen kann. Hölderlin denkt sich das Buch als eine Art Roman. Er schwankt zwischen der Ich- und Briefform hin und her und entschliesst sich endlich zu der letzteren. In Waltershausen arbeitet er weiter. Auch in Jena, wo die Arbeit freilich nicht flecken will und wo er besonderen Grund hat, unzufrieden mit sich und den mangelhaften Fortschritten der Dichtung zu sein: Schiller hatte den Verleger Cotta bewogen, das Buch, das er als genialisch rühmte, ohne weiteres, bei sofortiger Bezahlung des Honorares, zu verlegen — und Hölderlin, der das Geld so bitter nötig hat, quält und quält sich und bringt die Vollendung nicht zuwege.

Im Jahre 1794 erscheint das erste, besonders reizvolle und schon in Briefform abgefasste Fragment der Dichtung in Schillers „Thalia“. Dieses Fragment wird wiederum völlig umgemodelt, unter dem ideellen Einfluss Diotimas bedeutend erweitert, und die beiden in eine endgültige Form gebrachten Bände des Werkes kommen in den Jahren 1797 und 1799 heraus.

Was ist der Hyperion? Ein Roman, eine Novelle ist er nicht; er ist eine Sammlung von inneren, an der Liebe zur Natur und zu Diotima herangereiften lyrischen Erlebnissen, die durch eine lockere und unwesentliche Handlung äusserlich miteinander verknüpft sind. „Hyperion“ ist Hölderlins Schicksalsbuch. Es war für ihn so nötig, wie der Werther für Goethe war. Und Hölderlin ist Hyperion, genau wie wir Goethes Züge in denen Werthers zu lieben gewöhnt sind. Dennoch ist der Unterschied gross. Denn Hölderlin formt seine Dichtung in Momenten äusserster Subjektivität, zu einer Zeit, da er alles das qualvoll und glücklich durchkostet, was er niederschreibt. Er

schreibt den Hyperion, während er ihn lebt. Goethe dagegen, der Klare, bildet seinen Werther zu einer Zeit, wo das Erlebnis hinter ihm liegt. Da er seine Dichtung von sich wälzt, ist er der Werther, d. h. das Ich, das er zeichnet, längst nicht mehr. Er steht über ihm, auf einer selbsteroberten Höhe, und hat sich zu einer objektiven Klarheit durchgerungen, von der Hyperion nichts weiss.

Es war wichtig, auf Hölderlins Leben hinzuweisen: nur an der Hand dieser Kenntnis ist es möglich, eine so bis ins letzte persönliche Dichtung wie diese zu verstehen. Das schöne Fragment von 1794, das von Diotima noch nichts weiss, mutet mich an wie das hohe Lied enttäuschter Liebe, die das ersehnte Ideal nicht finden kann, und wie ein tief ergreifender Kampf zwischen Gefühl und Vernunft, zwischen dem Reich der Fantasie und dem Reich der Wahrheit, zwischen den Zuständen der höchsten Einfalt und der höchsten Bildung. Am Ende des Fragmentes spricht Hölderlin die schönen Worte aus, die sein Verhältnis zur Natur voll-

endeter kennzeichnen als alle Erklärungen, die man hierüber geben könnte:

„Noch ahn' ich, ohne zu finden. Ich weiss nicht, wie mir geschieht, wenn ich sie ansehe, diese unergründliche Natur; aber es sind heilige, selige Tränen, die ich weine vor der verschleierten Geliebten. Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn der leise geheimnisvolle Hauch des Abends mich anweht. Verloren ins weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Äther, und hinein ins heilige Meer, und mir wird, als schlösse sich die Pforte des Unsichtbaren mir auf und ich verginge mit allem, was um mich ist, bis ein Rauschen im Gesträuche mich aufweckt aus dem seligen Tode, und mich wider Willen zurückruft auf die Stelle, wovon ich ausging. Meinem Herzen ist wohl in dieser Dämmerung. Ist sie unser Element, diese Dämmerung? Warum kann ich nicht ruhen darinnen? . . . Aber ich kann nicht! ich soll nicht! Es muss heraus, das grosse Geheimnis, das mir das Leben gibt oder den Tod."

Der „Hyperion" der späteren Zeit ist für

mein Gefühl nicht immer in die gleiche sprachliche Frische und Kraft getaucht wie das Fragment. Dieses hat auch den Vorzug der Kürze. Denn die Melodie einer Prosa, deren Elemente lediglich ein lyrisch-filosofisches Empfinden und rhythmischer Wohlklang sind, muss — sei sie noch so schön — auf die Länge eintönig und ermüdend wirken: vor diesem Vorwurf kann man den „Hyperion" nicht bewahren. Im Zusammenhang ist die dithyrambisch-leidenschaftliche Lyrik der Dichtung heute nur noch für jene zu geniessen, die bis in die letzten Tiefen Hölderlinschen Fühlens vorgedrungen sind und denen auf diese Weise auch das scheinbar Unbegründete und für den unbefangenen Leser rätselhaft Willkürliche in manchen Teilen der Handlung erklärt und notwendig ist. Die filosofische Basis des Buches ist: Alles leidet. „Und je trefflicher es ist, je tiefer!" Aber Hyperion gelangt zu einer mystischen Überwindung des Leidens, die ihn in ein einsames, von den Menschen abgewendetes Reich geläuterten Daseins verweist. Das Buch ist

ein Selbstbekenntnis, wie es unmittelbarer kaum gedacht werden kann. Alles ist darin eingeschlossen, was den Menschen Hölderlin ausmacht. Seine tiefsinnige Weltanschauung, seine Verehrung für Hellas, die Art seines Verkehrs mit der Natur und die Qualen der Liebe zu Diotima, in deren Person sich dem Mystiker die Schönheit des Seins verkörpert: hier hält er uns die ganze Stufenleiter seines Empfindens in einem silbernen Spiegel vor. Wir blicken hinein in diesen Spiegel, ergriffen von den geheimnisvollen Gründen, die sich vor uns öffnen. Und in der Erinnerung an die Dichtung lassen uns, wie bei dem Fragment, die wundervollen Sätze des Schlusses nicht los, die einem Portrait gleichzuachten sind und die man am reinsten geniesst, wenn man sie sich in die Form freier Rhythmen umgiesst:

O du mit deinen Göttern,
Natur! Ich hab'
Ihn ausgeträumt,
Von Menschendingen den Traum,
Und sage: nur du lebst,
Und was die Friedenslosen
Erzwungen, erdacht,

Es schmilzt wie Perlen von Wachs,
Hinweg von deinen Flammen! . . .

Es fallen die Menschen
Wie faule Früchte von dir;
O lass sie untergehn,
So kehren sie
Zu deiner Wurzel wieder;
Und ich, o Baum des Lebens,
Dass ich wieder
Grüne mit dir und deine
Gipfel umatme
Mit all deinen knospenden Zweigen,
Friedlich und innig,
Denn Alle wuchsen wir
Aus dem goldnen Samkorn herauf!

Ihr Quellen der Erd'!
Ihr Blumen und ihr Wälder
Und ihr Adler und
Du brüderliches Licht!
Wie alt und neu
Ist unsere Liebe! —
Frei sind wir,
Gleichen uns nicht
Ängstig von aussen;
Wie sollte nicht wechseln
Die Weise des Lebens?
Wir lieben den Äther doch all,
Und innigst im Innersten
Gleichen wir uns.

Auch wir, auch wir
Sind nicht geschieden, Diotima,
Und die Tränen um dich
Verstehen es nicht.
Lebendige Töne sind wir,
Stimmen zusammen
In deinem Wohllaut, Natur!
Wer reisst den?
Wer mag die Liebenden scheiden?

O Seele! Seele!
Schönheit der Welt!
Du unzerstörbare! du
Entzückende! mit deiner ewigen Jugend!
Du bist; was ist denn der Tod
Und alles Wehe der Menschen? . . .
Wie der Zwist der Liebenden, sind
Die Dissonanzen der Welt.
Versöhnung ist
Mitten im Streit,
Und alles Getrennte
Findet sich wieder.
Es scheiden und kehren
Im Herzen die Adern,
Und einiges, ewiges,
Glühendes Leben ist Alles.

Neben dem „Hyperion“ ist es nur noch eine Dichtung grösseren Stiles, mit der sich Hölderlin längere Zeit hindurch beschäftigt:

ein Drama in Versen, das er „Der Tod des Empedokles“ nennt. Er arbeitet nach Beendigung des „Hyperion“ besonders in Homburg daran, grossen Hoffnungen hingegeben, aber ohne es zu vollenden. Als ein Torso von strahlender lyrischer Kraft und — wie könnte es anders sein — von dramatischer Lauheit ist es auf uns gekommen.

Die Stellung, die Hölderlin dem Helden des Stückes gegenüber einnimmt, ist die gleiche, die sein Verhältnis zu Hyperion charakterisiert: er ist es selber. Auch hier stehen wir vor einem Selbstbekenntnis, in das er mit einer rhythmischen und gedanklich intimen Kunst, die ihn nicht selten auf seiner höchsten Höhe zeigt, all jenes schmerzliche Erkennen und Fühlen einfängt, das ihn zu jener Zeit beseelt, in der er die Dichtung schreibt. Wir haben aus der Frankfurter Zeit eine detaillierte Skizze des Stückes, wie es sich zuerst in seiner Fantasie erhob. Diese Skizze, die für die spätere fragmentarische Ausführung des Dramas nicht massgebend geworden ist, enthält einen Charakter-

abriss des Helden, den wir nicht übersehen dürfen: „Empedokles, durch sein Gemüt und seine Filosofie schon längst zum Kulturhass gestimmt, zur Verachtung alles bestimmten Geschäfts, alles nach verschiedenen Gegenständen gerichteten Interesses, ein Todfeind aller einseitigen Existenz und deswegen auch in wirklich schönen Verhältnissen unbefriedigt, unstät, leidend, bloss weil sie besondere Verhältnisse sind und, nur im grossen Akkord mit allem Lebendigen empfunden, ganz ihn erfüllen, bloss weil er nicht mit allgegenwärtigem Herzen innig, wie ein Gott, und frei ausgebreitet, wie ein Gott, in ihnen leben und lieben kann, bloss weil er, sobald sein Herz und seine Gedanken das Vorhandene umfasst, ans Gesetz der Sukzession gebunden ist“ — so beschreibt er die Anlagen des Empedokles, und nun setze man den Namen Hölderlin für ihn ein, und man wird staunend erkennen, mit welcher Präzision er das Komplizierte seiner eigenen Natur zu erfassen verstand.

Empedokles ist ein Filosof in Agrigent. Er fühlt sich in seinem Wesen so eins mit

der Seele der Natur, dass er sich unterfängt, sich selbst als eine Gottheit zu betrachten und so zu nennen. Dabei befindet er sich instinktiv in dem Bewusstsein der Selbstüberhebung, und dieses niederdrückende Gefühl verhindert ihn, den Umtrieben seiner Feinde einen Widerstand entgegenzusetzen: er wird verbannt. Er betrachtet diese Verbannung äusserlich als eine gerechte Strafe seiner Schuld und zieht, nur von dem liebsten seiner Schüler, Pausanias, begleitet, auf die entlegenen Höhen des Ätna, um dort durch freiwilligen Tod, nämlich durch einen Sturz in den Krater, seine Verblendung zu sühnen. Aber das Volk von Agrigent bereut die voreilige Verbannung, es zieht dem Helden nach, um ihn zurückzurufen, und trägt ihm die Königskrone an. Er schlägt sie aus, denn sein Entschluss zu sterben steht fest. Weder Pausanias noch ein mystischer Greis, Manes, vermag ihn zur Umkehr zu bewegen. Hier endet der wundervolle Torso.

Es ist leicht zu durchschauen, dass dieses unvollendete Werk in seiner Tiefe aus einem ganz persönlichen Erleben und Fühlen heraus-

gewachsen ist. Die Verbannung des Empedokles aus Agrigent ist gleichbedeutend mit der Trennung Hölderlins von Diotima. Diese selbst hat in dem Stück Gestalt gewonnen: die reine Jungfrau Panthea, später des Empedokles Weib, einer der wenigen Menschen, die den Filosofen nicht verdammen, sondern an ihm hängen in aller Not, ist keine andere als sie. Und wie nun Empedokles, schon ehe er gehen muss, von dem Bewusstsein einer Schuld in demütiger Weise erfüllt ist und dann, da man ihn ausweist, zwar die Gerechtigkeit dieser Strafe nach dem Masse der Menschen, unter denen er als ein Fremdling lebt, erkennt, im letzten Grunde aber wohl fühlt, dass ihm ein Unrecht geschieht, da er sein Fühlen anders fühlt, als es die Menge zu begreifen vermag: so ist auch Hölderlin, da er in Homburg seine Dichtung schreibt, von dem zwiespältigen Bewusstsein erfüllt, zwar sittlich gefehlt zu haben und eine Strafe zu verdienen, aber bei Gott nicht in der Weise gefehlt zu haben, wie es dem Vollstrecker seiner Strafe erschien, so dass ihm diese Strafe nun als ein bitteres Unrecht

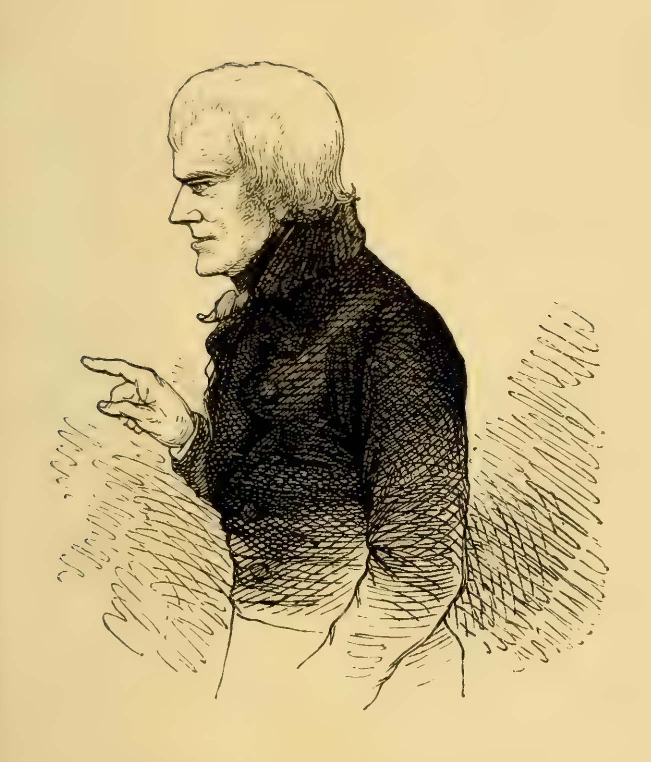
— das er auch sein Leben lang nicht überwand — immer vor Augen steht. Der Filosof Empedokles ist das dumpftönende Instrument, auf dem Hölderlin seinen dunkeln Jammer spielt. Das innerste Alleinsein unter den Menschen, die alle anders sind als er und denen er darum fremd ist wie sie ihm, das Vertrauen auf die Gottheit Natur, die ihm Freund und Güte und Wahrheit und Heimat bedeutet, das Begehren, sich mit dem All zu vereinen, und die Läuterung des Leidens zur Einsamkeit: diese Dichtung ist ein kostbarer Ausdruck dieses innigen Lebens, und zitternd, von den Gefühlen des Höchsten und Reinsten beseelt, schreiten wir durch sie hin wie durch einen Garten im Herbst, zur Zeit da die Sonne versank.

Die Verse sind an kein bestimmtes Metrum gebunden, aber die meisten sind jambisch. Manche sind unvollendet, und die vollendeten tragen die Stirnbinde des Genius. Hier sind Stellen, die alles übertreffen, was die gedankliche Lyrik der Deutschen erzeugt hat. Hier begegnen wir einem lyrischen Tiefsinn und einer lyrisch vollendeten Form, die uns in

die reichsten Gefilde von Hellas führen. Hier finden wir auch die ergreifenden Worte, die der um die Zukunft ahnend Besorgte durch den Mund des Empedokles als ein Gebet an die Götter schickt:

Gelebt hab' ich; wie aus der Bäume Wipfel
Die Blüte regnet und die goldne Frucht,
Und Blum' und Korn aus dunklem Boden quillt,
So kam aus Müh und Not die Freude mir,
Und freundlich stiegen Himmelskräfte nieder;
Es sammeln in der Tiefe sich, Natur,
Die Quellen deiner Höhn, und deine Freuden,
Sie kamen all', in meiner Brust zu ruhn,
Sie waren Eine Wonne; wenn ich dann
Das schöne Leben übersann, da bat
Ich herzlich oft um Eines nur die Götter:
Sobald ich einst mein heilig Glück nicht mehr
In Jugendstärke taumellos ertrüg',
Und wie des Himmels alten Lieblingen
Zur Torheit mir des Geistes Fülle würde,
Dann mich zu nehmen, dann nur schnell ins Herz
Ein unerwartet Schicksal mir zu senden.

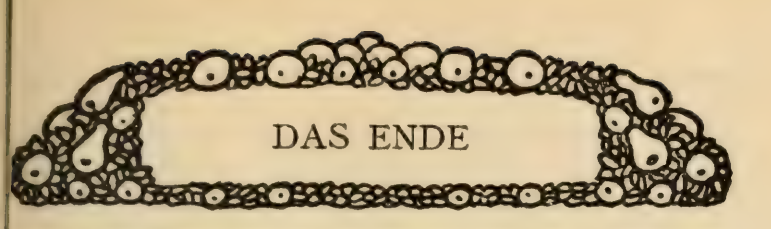
Dieser Wunsch wurde ihm nicht erfüllt.



HÖLDERLIN im 55. Lebensjahr

Nach einer Zeichnung von
G. Schreiner, Tübingen. 1825





DAS ENDE

Das Traurige, das noch zu berichten ist, dürfen wir in kurze Worte kleiden. Wir sehen einen düstern Niedergang. Unsäglich traurige Wiederholungen längst gekosteter Schmerzen steigen vor uns auf. Es ist ein Wechsel von immer kleinerer Hoffnung und immer tieferer Melancholie. Ein grosses Erleben tritt nicht mehr an den Gebeugten heran. Nur Enttäuschungen häufen sich um ihn auf.

> Es kommen Stunden, wo das erschütterte
> Gepresste Herz umsonst in der Hoffnung Land
> Sich flüchtet, wo umsonst die erznen
> Waffen die Weisheit entgegenstemmet.

In Homburg, wo er an Sinclair und der Familie des Landgrafen einen Rückhalt findet, verlebt er anderthalb Jahre. Er plant, um sich eine Existenz zu schaffen, die Herausgabe einer Zeitschrift „Iduna“; da ihm aber Schiller, der Erfahrungen auf diesem Gebiete hatte, das Blatt auf das entschiedenste widerrät und seine Mitarbeit abschlägt, lässt er

den Plan, auf dem er schon seine Zukunft aufzubauen gedachte, wieder fallen und ist mutloser als zuvor. Die Schmerzen der Liebe, unbefriedigter Ehrgeiz und die trostlose Erkenntnis, dass es ihm ewig versagt bleibt, sich auf einen festen Boden zu retten, vereinigen sich, um den schwächlichen Zustand seines Körpers immer grausamer zu untergraben. Er wird krank und ist dabei gezwungen, sich nachteilige Entbehrungen aufzuerlegen, da seine Geldmittel wieder auf kärgliche Reste zusammengeschmolzen sind und er zu stolz ist, um von Sinclair Unterstützungen anzunehmen. In der Not denkt er daran, eine Pfarrstelle in irgend einem entlegenen Dorf zu bekleiden; aber da man ihm eine anbietet, lehnt er sie ab. Er schreibt an Schiller, ob es ihm nicht möglich sei, ihm einen kleinen Posten in seiner Nähe zu verschaffen. Schiller, selbst von Sorgen heimgesucht, versäumt eine Antwort. So bleibt nur wieder die Mutter, die ewig langmütige. Im Mai 1800, mit dreissig Jahren, und wiederum ein Gescheiterter, kehrt er nach langer Trennung an ihren Herd zurück.

Die Mutter erschrickt, da sie ihn sieht. Er gleicht einem Schatten. Die einst so blühende Schönheit seines Körpers ist welk geworden, und unstet sind die Bewegungen und die Blicke. Unruhe und Stolz lassen ihn in Nürtingen nicht lange verweilen. Er geht nach Stuttgart, gibt hier einige Zeit Stunden in der Filosofie; und Hauptwyl in der Schweiz, wo er einen Erzieherposten angenommen hat, ist die nächste Station seiner Pilgerfahrt. Es geschieht, was wir kennen: die veränderten Verhältnisse stimmen ihn zunächst froh — bald aber kommt der alte Dämon über ihn, und die Schatten der Schwermut senken sich von neuem in seine Brust. Nach wenigen Monaten ist er zurück bei der Mutter. Es ist ein aufreibendes, verzweifeltes Irren hin und her. Er schreibt noch einmal an Schiller — wieder ohne Erfolg. Nichts will ihm gelingen, er weiss es längst. Bei dem Hamburgischen Konsul in Bordeaux bietet sich die Stellung eines Hauslehrers. Er greift zu. Ende 1801 tritt er die beschwerliche Reise nach dem neuen Bestimmungsort an.

Wir haben ein schönes Gedicht aus der lichteren Zeit seines Irrsinns: „Andenken“, aus dem wir erkennen, dass ihm die Ufer der Garonne teuer waren. So spricht er zum Nordost:

Geh aber nun und grüsse
Die schöne Garonne
Und die Gärten von Bourdeaux,
Dort, wo am schroffen Ufer
Hingehet der Steg und in den Strom
Tief fällt der Bach, darüber aber
Hinschauet ein edel Paar
Von Eichen nnd Silberpappeln!

Noch denket das mir wohl, und wie
Die breiten Wipfel neiget
Der Ulmwald über die Mühl',
Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum.
An Feiertagen gehn
Die braunen Frauen daselbst
Auf seidnen Boden,
Zur Märzenzeit,
Wenn gleich ist Nacht und Tag,
Und über langsamen Stegen,
Von goldenen Träumen schwer,
Einwiegende Lüfte ziehen.

Es reiche aber,
Des dunkeln Lichtes voll,
Mir einer den duftenden Becher,

Damit ich ruhen möge; denn süss
Wär' unter Schatten der Schlummer . . .

Über seinen Aufenthalt in Bordeaux wissen wir nichts. Dies aber wissen wir: Im Sommer des Jahres 1802 tritt in das Zimmer des Dichters Matthisson in Stuttgart ein Mann, leichenblass, abgemagert, von hohlem, wildem Aug', langem Haar und Bart und gekleidet wie ein Bettler. Matthisson schrickt auf. Die Gestalt starrt ihn an, lange, dann tritt sie auf ihn zu, öffnet den Mund, murmelt mit dumpfer, geisterhafter Stimme: „Hölderlin" — und stürzt aus dem Zimmer.

Hölderlin ist wahnsinnig geworden. Hätte das Geschick ihm bestimmt, zugleich mit dem Verlust seines kostbaren Geistes sein Leben hinzugeben, wir wollten nicht klagen. Härteres wird ihm auferlegt. Er wird dazu verurteilt, einundvierzig Jahre in den Fesseln des Irrsinns zu verbringen, vom Sommer des Jahres 1802 bis zum 7. Juni 1843, dem Tag, an dem er stirbt.

Er ist zunächst nicht so krank, dass seinen Freunden eine Heilung ausgeschlossen schiene. Die Mutter nimmt ihn in liebevolle

Pflege, eine Besserung tritt ein, er liest mit Genuss in den Werken der alten Griechen und schreibt eine Reihe eigener Dichtungen, fragmentarische Oden und besonders freie Rhythmen, in denen wir Stellen von ausserordentlicher rhythmischer Schönheit und gedanklicher Tiefe neben solchen begegnen, die den geistigen Verfall ihres Bildners nicht verleugnen können und in deren Verständnis einzudringen unmöglich scheint. An den Tod denkt wohl der Unselige oft. Es gibt einen kleinen rührenden Torso aus dieser Zeit:

Der Tod.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — Er erschreckt uns,
Unser Retter, der Tod. Sanft kommt er
Leis' im Gewölke des Schlafs.

Aber er bleibt fürchterlich, und wir sehn nur
Nieder ins Grab, ob er gleich uns zur Vollendung
Führt aus Hüllen der Nacht hinüber
In der Erkenntnisse Land.

Er arbeitet an einer Übersetzung des Sofokles, der von je sein besonderer Liebling war, und 1804 erscheinen zwei Bändchen dieser eigentümlichen Übertragung: „König

Ödipus“ und „Antigone“, Nachdichtungen von oft nüchternen, oft unentwirrbaren Wortketten, aber zuweilen erleuchtet von den Blitzen des Genius und mit reichen Spuren jenes wundervollen rhythmischen Glänzens, das wir kennen. Sinclair, der mit Bestimmtheit auf eine Besserung oder Genesung des Freundes hofft, veranlasst, dass er im Sommer 1804 zu ihm nach Homburg übersiedelt, wo er das Gehalt eines landgräflichen Bibliothekars bezieht. Aber Homburg mit seinen Erinnerungen ist nicht der richtige Ort, um seinen Zustand günstig zu beeinflussen. Die Anfälle der Wut mehren sich. Er zerreisst die Saiten des Klaviers, auf dem er seine Rasereien zu beschwichtigen sucht. Seine Tobsucht nimmt einen Massstab an, der die Bevölkerung der Stadt veranlasst, gegen seinen Aufenthalt zu protestieren. Im Sommer 1806 bringt man ihn in eine Anstalt nach Tübingen. Dann, da sich eine Heilung als unmöglich herausstellt, gibt man ihn am gleichen Ort zu einem freundlichen, für seinen Stand ungewöhnlich gebildeten Tischlermeister, namens Zimmer, in Pension: und

hier, am Ufer des Neckar, in einem hübschen Erkerstübchen des ersten Stockes, das eine prachtvolle Aussicht auf das nahe Tal und die ferne Kette der Alp gewährt, verbringt er die letzten, nicht mehr gelichteten sechsunddreissig Jahre seines Lebens, bis ihn die Stunde des Todes zur ewigen Freiheit erlöst.

Um den Ausbruch seines Wahnsinns haben sich Mythen gebildet. Viel verbreitet ist die Ansicht, die in Bordeaux empfangene Nachricht vom Tode Diotimas, die am 22. Juni 1802 in glückloser Vereinsamung starb, habe seinem überreizten Geist den letzten Halt genommen: es ist nachgewiesen, dass er Bordeaux schon vor dem Tode Diotimas verliess, und wann er die Todesnachricht erhielt, ist unbekannt. Diese Nachricht hat — falls er sie überhaupt noch recht zu begreifen vermochte — vielleicht dazu beigetragen, seine geistige Zerrüttung zu vertiefen, aber um den Ausbruch dieser Zerrüttung zu erklären, brauchen wir eine Mythe nicht. Ein Blick auf die haltlos zerfaserten letzten Wanderjahre seines Lebens genügt, um zu erkennen, wo wir den letzten Anstoss

zur Trübung seines Geistes zu suchen haben. Er brach unter dem Leben zusammen, in dem er sich nicht zurecht zu finden wusste. Bordeaux war die letzte Hoffnung, die er hatte. Noch einmal, das letzte Mal, glaubte er, der sich in eine furchtbare Mauer endloser Enttäuschungen eingeschlossen sah, einen bescheidenen Platz zu finden, an dem er das karge Leben fristen und dabei Zeit zu schöpferischer Arbeit finden durfte. Aber auch diese letzte Hoffnung — wir kennen die näheren Gründe nicht — wird ganz zu nichte, wieder reckt sich das Leben, das kein Brot für den Genius hat, mit drohenden Fäusten vor ihm auf, und da der Becher schon längst gefüllt ist bis zum Rand, so läuft er endlich über ... Sein Schicksal ist in seiner seelischen und körperlichen Verfassung begründet. Er ist an der rauhen Wirklichkeit und an dem übermächtigen mystischen Weltgefühl zu Grunde gegangen, das dieser schwächliche Körper, auf den so vieles für ihn Widerwärtige eindrang, bis zu den letzten Höhen emporzutragen bestrebt war. Körperlich ganz gesund war er nie.

Sein Gemüt war zart wie ein Gebilde aus Rauch. Er glich einem See, auf dem ein leichter Wind die heftigsten Wellen erzeugen kann. Schon die Gefühle des Knaben waren allzusehr verfeinert und allzusehr von den allgemeinen Erfahrungen dieser Erde losgelöst, als dass die Entwickelung des Gesamtorganismus nicht darunter hätte leiden müssen. Er war eine sich selbst verzehrende Natur, von Kindheit auf, und das grosse Signum seines langen Lebens heisst: Einsamkeit.

Er ist auch als Künstler in seinen grossen Gefühlen zu einsam, und seine lyrischen Klänge sind zu tief und zu gedankenvoll, als dass sie der Menge etwas zu bedeuten hätten. Er wird nie der Liebling der Vielen sein, aber die Wenigen, die ihn lieben, lieben ihn um so heftiger. Man wird ihn immer als einen der innigsten lyrischen Künstler der Deutschen zu preisen haben, und manche Griffe seiner mystischen Laute grenzen ans Wunderbare. Er ist ein lyrischer Filosof, dem die Dämmerung mehr vertraut ist als der sonnige Tag. Ein lyrischer Pantheist, voll profetischer Beziehungen zu der grossen

Gottheit Natur, die ihm beseelt war wie Wenigen. Ein elegischer Dichter, voll geheimen Tiefsinns und begabt mit einer überschwellenden Macht des Gefühls, die ihm die Wurzel kurzen Glückes, dichterischer Vollendung und fürchterlichen Verderbens war. Er war wie Tasso: allein, unendlich fremd im Getümmel der Menschen, das mit den empfindlichen Zuckungen seiner Seele nichts gemeinsam hatte. Er war wie der Staub auf den Flügeln der Schmetterlinge: wundervoll glänzend in den Strahlen der Sonne, aber schnell verdorben unter den rauhen Fingern der Welt . . .

Wir sehen den Irren in seinem Stüblein auf- und niederschreiten, die Pfeife rauchend, meist freundlich gesinnt, von Zuständen der Erregung immer seltener heimgesucht. Er singt zuweilen und phantasiert auf dem Klavier. Nie kommt ein hässliches Wort über seine Lippen. Er hört es gern, wenn man ihn „Herr Bibliothekarius" anspricht, denn so empfindet er das arme Glück, dass es ihm doch noch gelungen ist, im Leben

etwas zu erreichen. Zusammenhängend zu denken ist er mit den zunehmenden Jahren immer weniger fähig. Er sucht wohl noch einen Gedanken zu verfolgen, aber plötzlich entfällt ihm alles, er schüttelt den Kopf, ruft: „Nein! Nein!“, und über seine Lippen kommt ein Schwall von Worten, die wirr und sinnlos sind. Mitunter — diesen Bericht verdanken wir Bettina von Arnim, die ihn herzlich verehrte, — mitunter ergreift ihn wie ein tieferes Wissen, wobei einem die Idee, dass er wahnsinnig ist, ganz verschwindet, und dass sich anhört, was er über die Verse und über die Sprache sagt, wie wenn er nahe daran sei, das göttliche Geheimnis der Sprache zu erleuchten, und dann ermattet er in der Verwirrung und meint, es werde ihm nicht gelingen sich begreiflich zu machen.

Er führt zusammenhangslose Selbstgespräche bei Tag und bei Nacht, antwortet sich mit Ja und Nein, und auch in Gegenwart anderer hält er diese Monologe. Ein gewisses Gefühl für Rhythmus bewahrt er sich immer, er liest sich laut aus dem Hy-

perion vor, den er stets zur Hand hat, und es ist ihm Bedürfnis, hin und wieder einen Vers zu formen. So schreibt er die rührenden Worte:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! verflossen,
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin nichts mehr; ich lebe nicht mehr gerne.

Einmal, während eines Gesprächs mit seinem Mietsherrn in dessen Werkstatt, kritzelt er mit dem Bleistift diese Strofe auf ein Brett:

Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Grenzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.

Und aus dem Anfang seines Wahnsinns stammt ein holdes Gebilde wehsüsser Verse, deren seltsamem Zauber sich kein fühlendes Herz verschliesst:

Mit gelben Blumen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See.
Ihr holden Schwäne!
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Bisweilen liest er in Klopstocks Oden, bisweilen im Homer, wohl mehr den Rhythmus als den Sinn der Worte empfindend, und wenn man Schillers Namen nennt, so leuchtet sein Blick, und er ruft: „Mein herrlicher Schiller!" Von Goethe will er nichts wissen. Spricht man ihm von Frankreich, so wird er unwillig, Falten legen sich in seine Stirn, und er drängt den Besucher zur Tür hinaus. Die schmerzlichen Erinnerungen sind zwar verblasst, aber nicht tot. Aus Scheu vor der Vergangenheit vermutlich verleugnet er in den letzten Jahren seinen Namen und nennt sich Scardanelli oder Buonarotti. An Blumen erfreut er sich immer, besonders an Hyazinthen. Im Jahre 1828 stirbt seine Mutter, aber ihr Tod bewegt ihn wenig. Zur Zeit der griechischen Freiheitskämpfe kommt einmal eine aufflackernde Begeisterung über

ihn, die Freunde fangen schon an zu hoffen, doch sinkt er schnell in die alte Dumpfheit zurück.

Er ist höflich, oft bis zum Übermass, und schenkt seinen Besuchern mit Vorliebe klingende Titel wie Ew. Majestät, Ew. Hochwürden, Herr Baron. Viele, nicht immer rücksichtsvoll fragende, Fremde kommen zu zu ihm, denn jetzt ist auch ein Schimmer des Ruhmes um sein Haupt, der ihm eine zu spät erfüllte Sehnsucht ist. Wird man zudringlich, so gerät er in Heftigkeit. Die einfach vorgetragene Bitte um Niederschrift eines Verses erfüllt er jedoch meistens gerne.

Er liebt die Kinder nach wie vor: aber sie fürchten und fliehen ihn. Reine Freuden gewährt ihm nur noch die alte Geliebte Natur. Ihr ist er treu geblieben bis in die Stunde seines Todes. Bei ihrem Anblick zeigt er am ehesten die Neigung Verse zu formen. Oft steht er beim Lesen plötzlich auf, tritt an das Fenster und schaut träumend in den Neckar und in das weite Land. Nachts, wenn der Mond scheint, setzt er sich an das Fenster, reckt sehnend die Arme aus und

verliert sich in den Zauber der bläulich verschleierten Landschaft. Er folgt dem Zuge der Wolken, rupft Blüten von den Sträuchern des Frühlings und studiert die Farben des Abendrots.

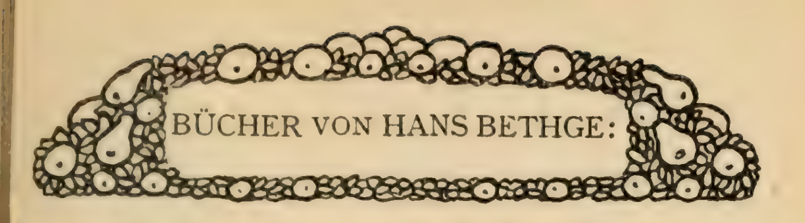
So lebt er, Jahr um Jahr. Er wird ein Greis von leicht gebeugter, ehrwürdiger Gestalt, und seine Haare färben sich grau, dann weiss. Sein gütiger Wirt und seine Freunde sterben um ihn her, aber er fühlt es kaum, und lange hat der Tod kein Begehren nach ihm. Zuweilen, in dunkeln, schnellgegriffenen Lauten rührt er noch immer sein wehmütiges Saitenspiel. Eines Abends fühlt er sich unwohl. Er tritt schweigend an das offene Fenster, um seine Stirn zu kühlen, und blickt lange, lange in die Sommernacht, in die Gärten der Sterne, in den silbernen Mond, der über dem geliebten Neckar zieht, und der Duft sommerlicher Blumen dringt zu ihm empor. Er wendet sich ab, bleich und müde, und legt sich nieder.

Dann stirbt er, lautlos, ohne Schmerzen.



HÖLDERLINS Grab in Tübingen





DIE STILLEN INSELN, Gedichte. Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin. o o o o o

DIE FESTE DER JUGEND, Gedichte; mit Schmuck von J. M. Olbrich und einem Lichtdruck. Verlag ebenda. o o o o o o o o o

DER GELBE KATER, Novellen; mit Schmuck von Leo Prochownik. Verlag ebenda. o o o o

MEIN SYLT, ein Tagebuch; mit Schmuck von Walter Leistikow. Verlag von Fischer und Franke in Düsseldorf. o o o o c o o

SONNENUNTERGANG, eine Dichtung; mit Schmuck von Heinrich Vogeler. Verlag ebenda. o o

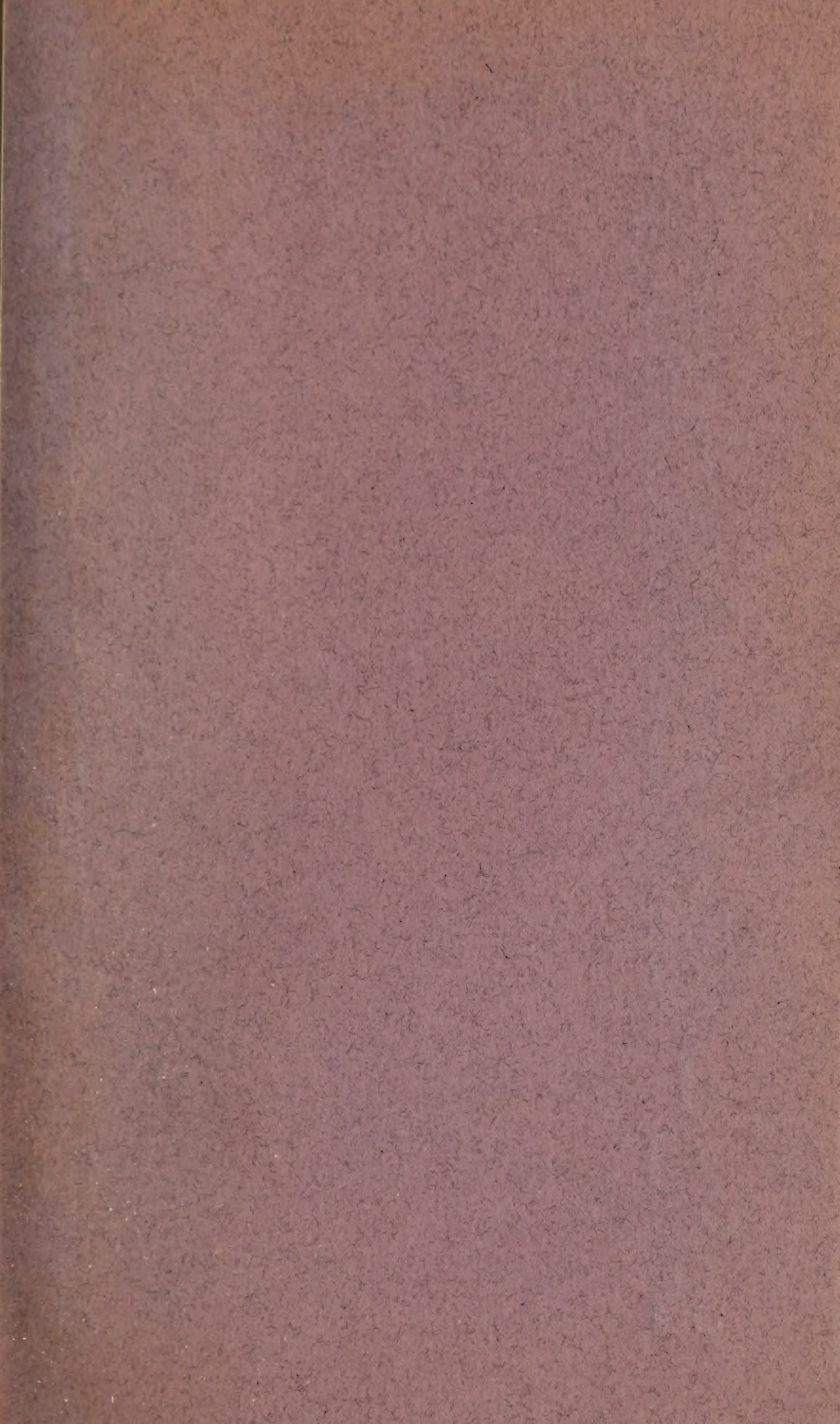
TOTENSPIELE in Versen. Verlag von Axel Juncker in Stuttgart. o o o o o o o o

BEI SINKENDEM LICHT, Dialoge; mit Holzschnitten und anderem Schmuck von E. R. Weiss. Verlag von Herm. Seemann Nachf. in Berlin.

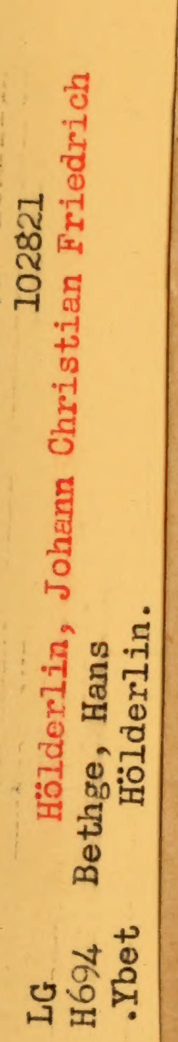
HÖLDERLIN. Band VI der Sammlung „Die Dichtung". Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

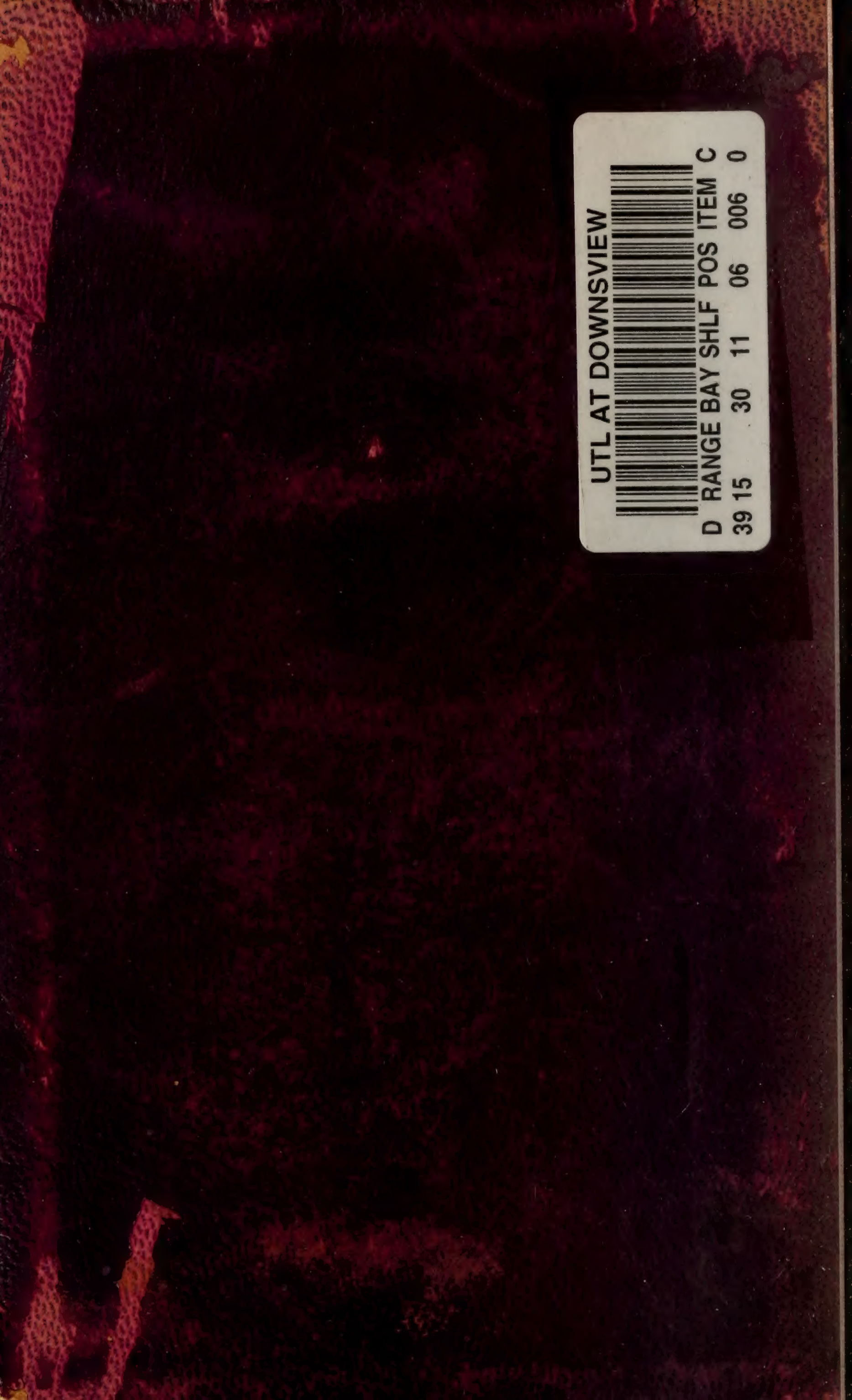


Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.






LG
H694
.Ybet
102821
Hölderlin, Johann Christian Friedrich
Bethge, Hans
Hölderlin.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 30 11 06 006 0